Editorial

von Karlheinz Weißmann

Die Debatte über Jugendkriminalität, die in Wirklichkeit eine Debatte über die Kriminalität ausländischer Jugendlicher ist, berührt einen heiklen Punkt. Das hat Roland Koch offenbar nicht hinreichend bedacht, sondern geglaubt, er könne den Coup mit der Unterschriftenkampagne gegen die doppelte Staatsbürgerschaft wiederholen. Da hatte er wie das Vorbild Kohl in Wahlkampfzeiten den dezenten Schritt nach rechts probiert, nur um nach errungenem Sieg prompt in die Mitte zurückzukehren.

Die Lage ist aber so deutlich gewandelt, daß die Hoffnung, man werde das Problem zunehmender Bedrohung der Autochthonen durch die Eingewanderten einfach wieder ad acta legen können, kaum in Erfüllung gehen dürfte. Vielmehr ist damit zu rechnen, daß das Thema ein Dauerthema wird und dabei nicht mehr die Suche nach Lösungen hier und jetzt oder das optimistische „Weiter so" oder das Bedürfnis nach nützlichen Illusionen im Vordergrund steht, sondern die Frage nach den Ursachen und das heißt die Frage nach den Verursachern. Die wird bisher so angestrengt vermieden, weil die Politische Klasse insgesamt Verursacher ist und eben keine Seite glaubwürdig mit dem Finger auf die andere weisen kann, sondern eine größtmögliche Koalition über Jahrzehnte hinweg die Einwanderung forciert oder hingenommen hat, blind für die langfristigen Folgen, aber bereit, jeden mundtot zu machen, der diese etwa erwähnen wollte.

Nun zeigt der Multikulturalismus – die „erzwungene Vision" (Konrad Adam) einer dekadenten, alternden Gesellschaft – sein häßliches Gesicht. Also bleibt als letzter Ausweg die Betonung des Zwangsläufigen und die dreiste Behauptung, niemand habe ahnen können, worauf das alles hinauslaufe. Man kennt diese Taktik noch aus den Debatten nach dem Zusammenbruch der DDR, als zwar nicht leicht glaubhaft zu machen war, daß jeder vor 1989 für die Wiedervereinigung eintrat oder den Kommunismus als inhumane Ideologie begriffen hatte, aber doch immer wiederholt wurde, daß niemand habe ahnen können, wie es in der „Zone" tatsächlich aussah und daß die Teilung ja auch ihr Gutes hatte, jedenfalls friedenssichernd und zähmend wirkte und gewisse „Errungenschaften" besaß, die man bewahren müsse.

Die neue Absetzbewegung folgt einem ähnlichen Muster. Frank Schirrmacher hat schon das Signal gegeben. In seinem großen Artikel für die *Frankfurter Allgemeine* (Ausgabe vom 15. Januar) gibt er sich zum einen naiv – man habe schließlich nicht wissen können, daß auch die Fremden einen, eben antideutschen, Rassismus entwickelten – und weiter entschlossen, das Problem anzupacken, indem er die Linie Kochs unterstützt. Was das so unerfreulich macht, ist die erwähnte Neigung, der Fehlentwicklung keinesfalls auf den Grund zu gehen. Mit dem Unterton des Erstaunten stellt Schirrmacher fest, daß die westdeutsche Zivilgesellschaft, die sich so viel darauf zugute hielt, die Vergangenheit bewältigt zu haben und ohne Feindbestimmung auszukommen, plötzlich einem veritablen Feind gegenüberstehe, der solche Vorbehalte gar nicht begreift, jedenfalls nicht bereit ist, sein Handeln daran auszurichten.

Wer so spricht und ernstgenommen werden will, darf seinen analytischen Fähigkeiten kaum etwas zutrauen. Was sich wenigstens die nicht nachsagen lassen müssen, die außerhalb des Konsensus standen. Vor mehr als vierzig Jahren, zu einem Zeitpunkt, als man noch eher glauben durfte, die richtigen Lektionen gezogen zu haben und mit der Bundesrepublik über ein Staatswesen zu verfügen, das die Herausforderungen der Zukunft bestehen könnte, notierte Ernst Jünger den Satz: „Wo der Liberalismus seine äußersten Grenzen erreicht, schließt er den Mördern die Tür auf. Das ist Gesetz!"

Ernst Jünger – Leben und Werk

1895

Am 29. März wird Ernst Jünger als Sohn eines Chemikers in Heidelberg geboren. Von seinen Geschwistern fühlt er sich besonders Friedrich Georg verbunden. Kindheit und Jugend verbringt er in verschiedenen Städten, vor allem in Niedersachsen (Hannover, Braunschweig, Wunstorf, Hameln), unterbrochen durch ständige Umzüge und Schulwechsel, die auch durch Jüngers schlechte Noten erzwungen werden.



1911

Jünger schließt sich der Ortsgruppe Wunstorf des Wandervogels an.

Wenn wir uns der Zeit erinnern, in der wir Kinder waren, des Schweifens durch Wald und Feld, wo das Geheimnis hinter jedem Baum und jeder Hecke verborgen war, der wilden, tobenden Spiele in den dämmrigen Winkeln der kleinen Stadt, der Glut der Freundschaft und der Ehrfurcht vor unseren Idealen, so sehen wir, um wieviel blasser die Welt geworden ist.
(Das Abenteuerliche Herz. Erste Fassung)

1913

Jünger geht über die Grenze nach Frankreich und tritt in die Fremdenlegion ein, setzt nach Algerien über, wird aber vom Vater unter Vermittlung deutscher Stellen freigekauft.



Jeder Genuß lebt durch den Geist. Und jedes Abenteuer durch die Nähe des Todes, den es umkreist. Ich entsinne mich eines Bildes, das ich gesehen habe, als ich kaum lesen gelernt hatte, und das „Der Abenteurer" hieß: ein Seefahrer, ein einsamer Konquistador, der den Fuß auf den Strand einer unbekannten Insel setzt. Vor ihm ein Furcht erweckendes Gebirge, sein Schiff im Hintergrund. Er ist allein …Von jenem „Abenteurer" haben sich mir nur Einzelheiten schärfer in der Erinnerung erhalten: der Strand war mit Knochen besät, mit Schädeln und Gebeinen der beim gleichen Wagnis Gescheiterten. Das begriff ich und zog auch den Schluß, den der Maler beabsichtigt hatte: daß da hinaufzusteigen zwar verlockend, doch gefährlich sei. Das sind die Knochen der Vorgänger, der Väter und endlich auch die eigenen. Der Strand der Zeit ist von ihnen bedeckt. Wenn ihre Wellen uns an ihn herantrugen, wenn wir landen, schreiten wir über sie hinweg. Das Abenteuer ist das Konzentrat des Lebens: wir atmen schneller, der Tod rückt näher heran.
(Annäherungen. Drogen und Rausch)

1914

Unmittelbar nach Kriegsausbruch meldet sich Jünger als Kriegsfreiwilliger.



Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werktische verlassen und waren in den kurzen Ausbildungswochen zu einem großen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen. Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch.
(In Stahlgewittern)

1915

Nach kurzer Ausbildung kommt er mit seinem Regiment an die Westfront. Am 24. April wird Jünger zum ersten Mal verwundet. Im Sommer nimmt er an einem Offizierslehrgang teil, kehrt als Fähnrich an die Front zurück und wird kurz darauf zum Leutnant befördert.

Die glühenden Gefilde, die uns erwarten, hat noch kein Dichter in seinen Träumen geschaut. Da sind eisige Kraterfelder, Wüsten mit feurigen Palmeninseln, rollende Wände aus Feuer und Stahl und ausgestorbenen Ebenen, über die rote Gewitter ziehen. Da schwärmen Rudel von stählernen Vögeln durch die Luft, und gepanzerte Maschinen fauchen über das Feld. Und alles, was es an Gefühlen gibt, vom gräßlichsten körperlichen Schmerz bis zum höchsten Jubel des Sieges, wird dort zu einer brausenden Einheit, zu einem blitzartigen Sinnbild des Lebens zusammengeballt.
(Das Wäldchen 125)

1916

Zweite Verwundung im August; während Jünger im Lazarett liegt, wird sein ganzer Zug bei Guillemont vernichtet. Dritte Verwundung im November, am 16. Dezember erhält Jünger das Eiserne Kreuz erster Klasse.

1917

Jünger rückt zum Kompanieführer auf; bei neuerlichen Kämpfen auf dem Schlachtfeld von Langemarck rettet er seinem Bruder Friedrich Georg das Leben.



Was soll ich eure Nerven schonen? Lagen wir nicht selbst einmal vier Tage lang in einem Hohlweg zwischen Leichen? Waren wir da nicht alle tote und Lebendige, mit einem dichten Teppich großer, blauschwarzer Fliegen bedeckt? Gibt es noch eine Steigerung? Ja: es lag dort mancher, mit dem wir manche Nachtwache, manche Flasche Wein und manches Stück Brot geteilt hatten. Wer darf vom Kriege reden, der nicht in unserem Ringe stand?
(Der Kampf als inneres Erlebnis)

1918

Nach vierzehn Verwundungen und tollkühnen Aktionen als Stoßtruppführer erhält Jünger am 22. September 1918 den Pour le Mérite als höchste Tapferkeitsauszeichnung.

Vielleicht spürt man nirgends schärfer als hier im Graben, wie der Geist einer Zeit als brüchiges Gewand in Stücken herunterfällt. Die Art, in der Gedanken, die man noch vor kurzem für bare Münze nahm, sich entleeren und gleichgültig werden, hat etwas Unheimliches; es ist, als ob man inmitten gewaltiger Schuttfelder den Geistern verstorbener Bekannter begegnete, mit denen man eine schattenhafte Unterhaltung führt.
(Das Wäldchen 125)

1919

Der hochdekorierte Leutnant wird in das kleine 100 000-Mann-Heer übernommen und erarbeitet Infanterievorschriften. Sein Tagebuch arbeitet Jünger zu einem Buch um: *In Stahlgewittern* erscheint 1920 im Selbstverlag und wird zum Bestseller. 1922 folgt der Deutungsversuch *Der Kampf als inneres Erlebnis*.

„In Stahlgewittern". Der Abschied des Kriegers von den homerischen Helden mit ihrem Kampfspiel, ihrem Ruhm. Noch glaubt er, dem Titanismus standhalten zu können; er sieht nur die neuen Mittel, nicht die Weltmacht, die dahintersteht. Er tauscht die bunte Uniform gegen das graue Arbeitskleid. Der Soldat ist als Lebender unsichtbar geworden, als Toter unbekannt. Noch möchte er die Feuerwelt dem überlieferten Ethos anpassen. Doch herrschen andere Gesetze dort. Mit den Flugzeugen erscheint der Vogel Phönix in neuem Gewand.
(Siebzig verweht)

1923

Jünger scheidet aus der Reichswehr aus und nimmt in Leipzig das Studium der Zoologie auf. 1925 heiratet er Gretha von Jeinsen, bricht das Studium ab und wird freier Schriftsteller. Als weitere Kriegstagebücher erscheinen: *Das Wäldchen 125* und *Feuer und Blut*.

Jede Gemeinschaft, die durch aufeinander angewiesene Männer gebildet wird, entwickelt sich nach den Gesetzen der organischen Natur. Sie wird aus der Verschmelzung verschiedener Keime erzeugt und wächst heran wie ein Baum, der seine Eigenart einer Reihe von Umständen verdankt. Die erste Begegnung ist eine im Grunde feindliche, man schleicht maskiert umeinander herum, jeder gibt sich, wie er scheinen möchte, und späht die schwachen Stellen des anderen aus. Allmählich beginnen Sympathien zu spielen, gemeinschaftliche Abneigungen und Leidenschaften werden entdeckt.
(Sturm)

1926

Sohn Ernst wird geboren. Jünger ist als Publizist und Herausgeber an zahlreichen nationalrevolutionären Blättern beteiligt.



Was diese Wärme ergreifen und umfassen möchte, ist noch sehr verschiedenartiger Natur: aber das, wovon sie sich abwendet, ist immer und überall dasselbe: Die eisige Kälte, die noch die alten Formen beherrscht. Ob wir diese Kälte in der Politik als Liberalismus, in der Wissenschaft als mechanistischen Betrieb, in der Kunst als Artistik, in der Religion als Unglauben, oder im Reiche der Liebe als Egoismus bezeichnen, – es ist überall derselbe Mangel an Anteilnahme, Begeisterung und Opferwilligkeit, der uns abschreckt und entsetzt. Es ist nicht eigentlich Feindschaft, was wir demgegenüber empfinden, denn Feindschaft kann auch dem Edlen gelten, und unter unseren Gegnern von heute verbirgt sich so mancher zukünftige Freund. Es wirkt vielmehr die große Leere und Unfruchtbarkeit, die kalte Arbeit von Gehirnen, die kein Schlag des Herzens mehr erwärmt, wie ein mattes unpersönliches und verhaßtes Medium, das durch Feuerluft gereinigt werden muß.

(*Geleitwort zum* Vormarsch)

1927

Jünger wendet sich von tagespolitischen Fragen ab und den metapolitischen, geschichtsphilosophischen zu. Umzug nach Berlin. Freundschaft mit Carl Schmitt.

Politische Gestaltung ist nicht der erste, sondern der letzte Schritt des Nationalismus; sie ist der Abschluß einer Erscheinung, die nicht gemacht werden kann, sondern die auf Wachstum angewiesen ist. Der Anfang des Nationalismus wird nicht bezeichnet durch die Gründung einer Partei, eines programmatischen Gehäuses, in dem die alten Dinge neu gemischt werden. Dieser Anfang gleicht vielmehr dem Keime, in dem sich die zarte Kraft des Lebens verkörpert.

(Revolution um Karl Marx)

1929

Jünger veröffentlicht die erste Fassung von *Das abenteuerliche Herz*, ein Jahr später den Sammelband *Krieg und Krieger*, in dem sein Aufsatz *Die totale Mobilmachung* enthalten ist; fast zeitgleich erscheint in der von Franz Schauwecker herausgegebenen Novellensammlung *Mondstein* Jüngers *Sizilianischer Brief an den Mann im Mond.*

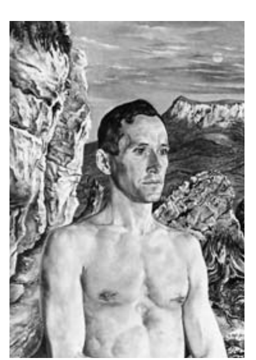
Man kann sich heute nicht in Gesellschaft um Deutschland bemühen; man muß es einsam tun wie ein Mensch, der mit seinem Buschmesser im Urwald Bresche schlägt und den nur die Hoffnung erhält, daß irgendwo im Dickicht andere an der gleichen Arbeit sind.

(Das abenteuerliche Herz. Erste Fassung)

1932

Die Hanseatische Verlagsanstalt bringt Jüngers *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt.* Zahlreiche Reisen nach Dalmatien, Italien, Spanien, Frankreich.





Mein neues Buch beschäftigt sich mit der Herrschaft und Gestalt des Arbeiters. Das erste Gefühl, das mich veranlaßte, mich diesem Thema zuzuwenden, war das einer gewissen Neugierde. Unterstellt, lautete die Fragestellung ungefähr, der Arbeiter vollendet seinen Weg zur Macht, auf dem er in vielen Staaten und unter mannigfaltigen Formulierungen bereits weit vorgedrungen ist, so bezeichnet dieser Punkt für ihn keinen Abschluß, sondern erst den Beginn seiner Existenz. In dem gleichen Augenblick, in dem die Herrschaft gewährleistet ist, wächst auch der Umkreis der Verantwortung. Man kann dies auch so formulieren, daß in dem gleichen Augenblick, in dem die Herrschaft zur Tatsache wird, die Ansprüche von Schichten, die sich wirtschaftlich oder sozial benachteiligt fühlen, nicht mehr genügen, sondern daß eine umfassende, sich auf die Totalität des Lebens beziehende Befehlssprache erwartet werden muß, wie sie zu allen Zeiten das Kennzeichen einer neuen Aristokratie gewesen ist.

(*Rundfunkansprache zum Erscheinen des* Arbeiters)

1933

Jünger geht zu den Nationalsozialisten auf Distanz. Im Dezember zieht er von Berlin nach Goslar. 1934 wird Sohn Alexander geboren, *Blätter und Steine*. 1936 Umzug nach Überlingen, *Afrikanische Spiele*. 1938 *Das abenteuerliche Herz* (zweite Fassung).

Die schlechte Rasse wird daran erkannt, daß sie sich durch den Vergleich mit anderen zu erhöhen, andere durch den Vergleich mit sich zu erniedrigen sucht.

(Blätter und Steine)

1939

Umzug nach Kirchhorst bei Hannover. Jünger wird reaktiviert und rückt im September zur Truppe ein, im Oktober erscheint *Auf den Marmorklippen*. Als Hauptmann Führer einer Infanteriekompanie im Westen, ab 1941 im Stab des Militärbefehlshabers in Paris. 1942 Inspektionsreise in den Kaukasus, *Gärten und Straßen* erscheint.

Die Führung des Tagebuches, das heißt, die Ordnung des Anfalls von Fakten und Gedanken, zählt zum Kursus, zur Aufgabe, die sich der Autor stellt. Darin liegt eine einsame Tröstung, deren er bedarf. In einem Zustand, in dem der Techniker den Staat verwaltet und nach seinen Ideen umformt, sind nicht nur die musischen und die metaphysischen Exkurse, sondern ist auch die reine Lebensfreude von Konfiskation bedroht.

(Gärten und Straßen)

1944 Die Schrift *Der Friede* kursiert in Abschriften. Im September Entlassung aus dem Heer, wegen des Verdachts der Beteiligung an der Verschwörung gegen das NS-Regime; der Sohn Ernst fällt im November in Italien.

1945 Jünger wird von den Besatzungsbehörden als Wegbereiter des Nationalsozialismus eingestuft, er weigert sich, den „Fragebogen" auszufüllen und erhält Publikationsverbot. 1948 Umzug nach Ravensburg.

1949 Das Publikationsverbot wird aufgehoben, *Strahlungen* und *Heliopolis* erscheinen. Armin Mohler tritt als Sekretär bis 1953 in Jüngers Dienste. 1950 Umzug nach Wilflingen, wo man zunächst ins Schloß, später in das gegenüberliegende Forsthaus zieht. *Über die Linie* (1950), *Der Waldgang* (1951).

1955 Zum 60. Geburtstag erscheint die Festschrift *Freundschaftliche Begegnungen*. Seit 1957 ist Jünger vertraglich an den Verlag Klett gebunden. Von 1959 bis 1971 gibt Jünger gemeinsam mit Eliade die Zeitschrift *Antaios* heraus. *An der Zeitmauer* (1959).

1960 Gretha Jünger stirbt im November. Um die erste, zehnbändige Werkausgabe *Werke,* die zwischen 1960 und 1965 erscheint, entbrennt ein Streit zwischen Jünger und Mohler, weil Jünger sein Frühwerk darin nur in überarbeiteter Form veröffentlicht. 1962 heiratet er Liselotte Lohrer, seine Lektorin.

1965 Seit seinem 70. Geburtstag führt Jünger wieder regelmäßig Tagebuch, später als *Siebzig verweht I–V* (1980–1997) publiziert. *Annäherungen. Drogen und Rausch* (1970), *Die Zwille* (1973).

1978 Die zweite Werkausgabe *Sämtliche Werke* erscheint bis 1983 in 18 Bänden. Die Verleihung des Goethepreises 1982 rückt Jünger wieder in das Licht der Öffentlichkeit, es kommt zu politischen Anfeindungen. Zahlreiche Reisen, Preise und Publikationen. *Eine gefährliche Begegnung* (1985), *Die Schere* (1990). 1993 nimmt sich Sohn Alexander das Leben.

1995 Der 100. Geburtstag! Jünger erreicht das unwahrscheinliche Alter im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte. 1996 erfolgt die Konversion zum Katholizismus in aller Stille. *Siebzig verweht V* (1997).

1998 Ernst Jünger stirbt am 17. Februar kurz vor seinem 103. Geburtstag. Zahlreiche Briefwechsel Jüngers, etwa mit Carl Schmitt und Gerhard Nebel, werden in den folgenden Jahren ediert. 2001 erscheint Jüngers *Politische Publizistik* (1919–1933), 2003 liegt der vierte und letzte Supplement-Band der *Sämtlichen Werke* vor.



Daneben wird niemand übersehen, daß in der Welt der Tatsachen der Nihilismus sich den letzten Zielen annähert. Nur war beim Eintritt in seine Zone der Kopf bereits gefährdet, der Leib dagegen noch in Sicherheit. Nun ist es umgekehrt. Das Haupt ist jenseits der Linie.
(Über die Linie)

Dort, wo die Gedanken, die Bilder entspringen, sind Geister versammelt; sie wittern, daß Blut gespendet wird. Die Erde wird vom Geist geführt. Das ist eine Wahrheit, die stets ihr Gewicht behält. So zählt das Amt des Autors zu den höchsten dieser Welt. Wenn er das Wort verwandelt, umdrängen ihn die Geister, die stets nach solcher Spende hungrig sein.
(Strahlungen)



Antaios' Kraft ist stets erneut, doch stets dieselbe – das ist einer der Widersprüche von Mannigfaltigkeit und Einheit, auf denen die Dauer in der Zeit beruht. Antaios berührt den gemeinsamen Grund, aus dem die Völker in ihrer Vielzahl als Brüder erwachsen sind.
(*Geleitwort zur ersten Ausgabe von* Antaios)

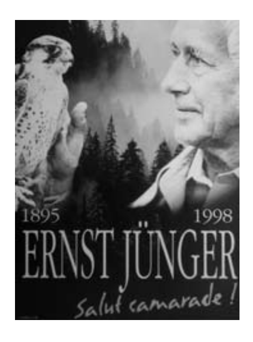
JÜNGER: Ich bin ja nie mit Staatsformen zurechtgekommen, sondern schon als Unterprimaner in die Fremdenlegion ausgerissen, offenbar, weil mir die bürgerlichen Umstände nicht zusagten, und das ist eben mein Elend bis heute. Aber im Zusammenhang mit dem Goethepreis habe ich zahllose Briefe bekommen, und da heißt es immer wieder, mit dem Preis gerade an mich deutet sich eine „Tendenzwende" an. Daher wohl auch die Aufregung. Ich wünsche aber gar keine Tendenzwende. Ich bin ja froh, wenn dieser wackelige Wagen, solange ich lebe, noch halbwegs weiterläuft.

SPIEGEL: Dürfen wir die Frage zuspitzen? Trifft es zu, daß Sie im modernen Staat auch den Leviathan, daß Sie in ihm eine Pseudodemokratie sehen?

JÜNGER: Da sehen Sie die Sache schon etwas näher. Was darf man denn heute? Die Sachen, die man darf, sind doch, sagen wir mal, dem Barock gegenüber, gewaltig reduziert.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

JÜNGER: Zum Beispiel dürfen Sie heute nicht sagen: „Ich bin ein Faschist." Dann sind Sie schon gleich der Unterste. Oder: Sie dürfen nicht auf der linken Seite fahren mit Ihrem Automobil. Das greift tief in das Individuum ein. Noch meine Väter, meine Großväter, haben viel freier gelebt als heute.
(Interview aus Anlaß der Verleihung des Goethe-Preises)



Mögen wir niemals so alt werden, daß wir das rechte Lachen verlieren über die Taten derer, die plötzlich als Taugenichtse auf und davon gingen, weil ihnen die Bücher den Kopf verdrehten. Mögen wir im Gegenteil immer bei denen sein, die eines Morgens ausziehen ...
(Das abenteuerliche Herz. Erste Fassung)

Wegbereiter – Seismograph

von Christian Vollradt

Das Wörtchen „umstritten" – einst ein unverzichtbarer Baustein in der Charakterisierung des Schriftstellers Ernst Jünger – droht aus diesem Zusammenhang zu verschwinden. Vor 25 Jahren, als dem bereits Hochbetagten der Frankfurter Goethe-Preis verliehen wurde, kam es zu einer Gegendemonstration; Stadtverordnete der „Grünen" hatten zuvor eine Zitatsammlung zusammengestellt, auf welcher der Geehrte als „Träger des Nationalsozialismus" und Kriegsverherrlicher erschien. Und noch 1995 verwunderte es eigentlich kaum, daß in der für ihre linke Szene bekannten Universitätstadt Göttingen die Schaufensterscheibe einer Buchhandlung zu Bruch ging, weil dahinter aus Anlaß des hundersten Geburtstags Jüngers entsprechend dekoriert worden war.

Wenn sich nun sein Todestag zum zehnten Mal jährt, ist dergleichen wohl nicht zu erwarten. In derselben Stadt ging vor kurzer Zeit eine Lesung des Jünger-Biographen Heimo Schwilk weitgehend diskussionsarm über die Bühne. So begrüßenswert es ist, wenn aus den Feuilletons jenes „antifaschistische" Geschichtsbild verschwindet, das Jünger einseitig auf die Rolle eines Bellizisten und – mindestens – Prä-Nazis festlegen will, so bedauerlich wäre umgekehrt eine fortschreitende biographische Glättung, die sein Wirken als einer der profiliertesten Köpfe der revolutionären Rechten ab der Mitte der zwanziger Jahre bis 1933 ausklammerte. „Nach dem Erdbeben schlägt man auf die Seismographen ein. Man kann jedoch die Barometer nicht für die Taifune büßen lassen, falls man nicht zu den Primitiven zählen will."

Dieser Passus am Beginn von Jüngers *Strahlungen* ist berühmt geworden. Obwohl er unmittelbar an eine Bemerkung über das „Schicksal

Ernst Jünger: *Strahlungen*, Tübingen 1949.

Nietzsches“ anschließt, „den zu steinigen heute zum guten Ton gehört“, ist evident, daß der Autor hier vor allem auf sein eigenes Schicksal anspielt. Als Seismograph oder Barometer wollte Jünger gesehen werden; als jemand, der lediglich angezeigt und aufgezeichnet hat, was an Veränderungen und Erschütterungen mit Gewalt über den Planeten und die Menschen gekommen ist. Der Seismograph löst nicht das Beben aus, das Barometer nicht den Taifun – und wer anderes behauptet, gehört eben zu den Primitiven. Dieses Verdikt träfe dann etwa auch Thomas Mann, der Jünger im Dezember 1945 diffamierend einen „Wegbereiter und eiskalte(n) Genüßling des Barbarismus“ nannte.

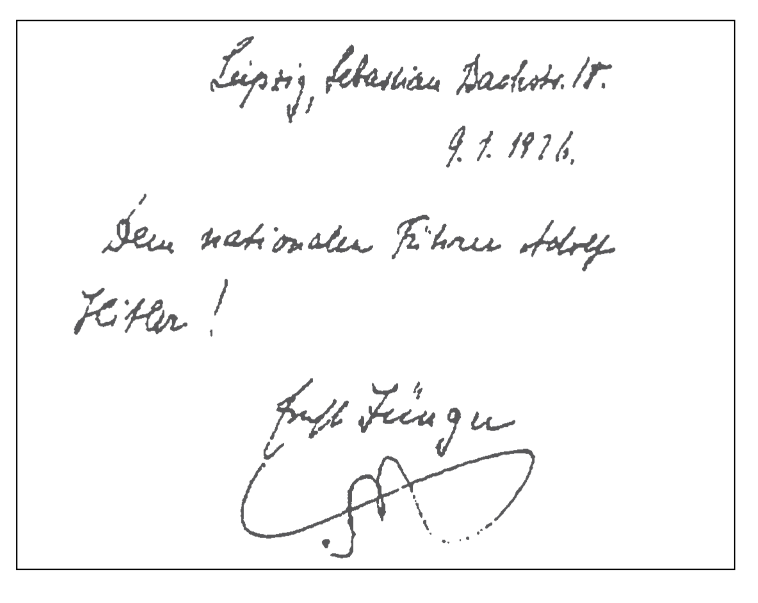
Begünstigt wird die Wirkung dieses Bildes vom Seismographen durch den Verweis auf Jüngers Schriften *Die totale Mobilmachung* (1930) und *Der Arbeiter* (1932), die beide – revidiert – Eingang in die Gesamtausgabe fanden. In ihnen gibt es tatsächlich Anhaltspunkte, die die rückblickende Behauptung des Verfassers, es handele sich um „eine Feststellung, … keine Wertung“ (so Jünger 1982 in einem *Spiegel*-Interview) zutreffend erscheinen lassen. Mit dem Hinweis auf den geschichtsphilosophischen Gehalt dieser Essays begegnete Jünger auch den Einwänden Wohlmeinender, die wegen der politischen Brisanz von einer Kanonisierung abrieten. Und nicht zuletzt konnte sich Jünger auf die nationalsozialistische Kritik am *Arbeiter* berufen, die das Buch als „bolschewistisch“ verriß.

Doch ist dieser vermeintlich neutrale Standpunkt auch im Falle des *Arbeiters* erst im nachhinein von Jünger so dezidiert betont worden. Denn vor dem Erscheinen stellte er in einem Schreiben an einen Verlagsmitarbeiter ausdrücklich klar, daß *Der Arbeiter* in einer Kontinuität mit seiner bisherigen politischen Publizistik stehe: „Da ich seit Jahren mit meinen politischen Aufsätzen starken Anklang gefunden habe, fühle ich mich bei der Herausgabe meines ersten politischen Buches verpflichtet, die Erwartungen zu rechtfertigen …“ Mit der Begründung, das Werk sei zu kurz vor 1933 erschienen, als daß es den neuen Machthabern als ideologische Grundlage hätte dienen können, wollte Jünger den „nicht immer anerkennend“ gemeinten Stimmen entgegentreten, die dem *Arbeiter* einen solchen „Einfluß darauf zubilligten“. Außerdem, so Jünger weiter, überschätze er „den Einfluß von Büchern auf die Aktion nicht“. Doch genau das sah der politische Publizist der zwanziger Jahre offenbar noch ganz anders. In seinem 1927 im *Arminius* erschienenen Aufsatz „Nationalismus und Nationalsozialismus“ legte Jünger gerade besonderen Wert auf die Bedeutung der „vorwiegend literarischen Tätigkeit“ der Vorkämpfer des „Neuen Nationalismus“. Während der Nationalsozialismus „als politische Organisation auf die Gewinnung von tatsächlichen Machtmitteln angewiesen ist“, um „eine Idee zu verwirklichen“, sei es die Aufgabe des Nationalismus, „sie möglichst tief und rein zu erfassen“. Jemand, der dies tue, könne schwerer wiegen „als hundert Sitze im Parlament“. Mit der Schaffung eines „neuen Deutschland“ sei, so Jünger unter Rückgriff auf eine Formulierung Adolf Hitlers, die Aufgabe des Nationalsozialismus beendet; dazu sei aber außer machtpolitischen Erfolgen auch die „Vertiefung“ der nationalsozialistischen Idee nötig, die dann ausschließlich als „die deutsche anerkannt werden kann“.

Sven Olaf Berggötz (Hrsg.): *Ernst Jünger – Politische Publizistik 1919–1933*, Stuttgart 2001.

Daß Ernst Jünger mit der Funktion eines Wegbereiters, die in solchen Formulierungen enthalten ist, offensichtlich in dieser Zeit keine Probleme hatte, davon zeugt auch die folgende, freilich noch sehr allgemeine Aussage: „Der große Führer ist noch nicht aufgetreten. Sein Erscheinen entspricht einem Naturereignis, es ist nicht vorauszusehen und läßt sich durch keine Maßnahmen beeinflussen. Ihm jedoch die Wege zu bahnen, ist die nächste Aufgabe des Frontsoldatentums.“

Widmung Ernst Jüngers für Adolf Hitler in der ersten Ausgabe von Feuer und Blut


Leipzig, Sebastian Bachstr. 18.
9. 1. 1926.
Dem nationalen Führer Adolf Hitler!
Ernst Jünger

Hans-Peter Schwarz: *Der konservative Anarchist. Politik und Zeitkritik Ernst Jüngers,* Freiburg i. Br. 1962.

Von einer „Anfangsperiode warmer Sympathie“ sei das Verhältnis Ernst Jüngers zum Nationalsozialismus zunächst gekennzeichnet gewesen, so Hans-Peter Schwarz. Davon zeugt ein Beitrag Jüngers im Parteiblatt der NSDAP aus der Zeit vor dem Hitlerputsch: „Die echte Revolution hat noch gar nicht stattgefunden, sie marschiert unaufhaltsam heran. Sie ist keine Reaktion, sondern wirkliche Revolution mit all ihren Kennzeichen und Äußerungen, ihre Idee ist das Völkische, … ihr Banner das Hakenkreuz, ihre Ausdrucksform die Konzentration des Willens in einem einzigen Punkt – die Diktatur! … Das sind die Ziele, für die auf unseren Barrikaden gefochten wird!“

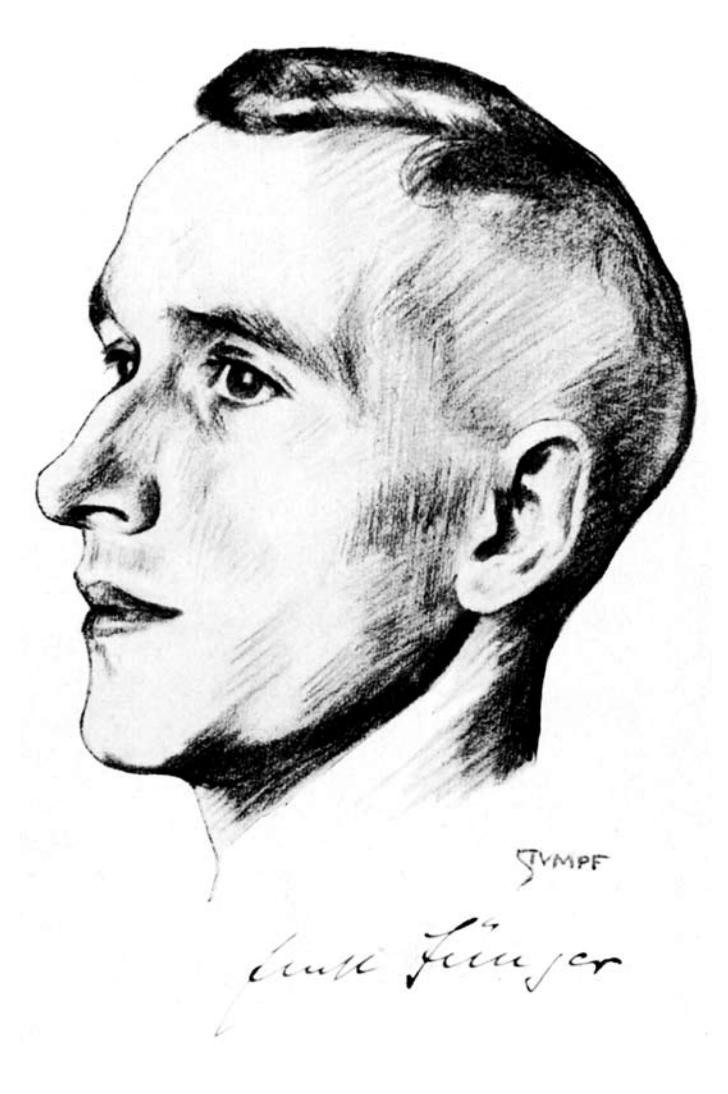
Später bringt er seine Sympathie für den Nationalsozialismus noch einmal zum Ausdruck. Neben dem Kriegserlebnis, so Jünger in einem Beitrag für das *Stahlhelm-Jahrbuch* 1926, habe auch das Erleben der Revolution einen tiefen Eindruck hinterlassen; dadurch sei im eigenen Denken außer dem Nationalismus noch dem Sozialismus ein wesentlicher Platz eingräumt worden – „… und daß es sehr vielen so gegangen ist, das beweist die Gründung der Nationalsozialistischen Partei …“ Weiter heißt es: „Nun, wir haben als Anhänger den plötzlichen Aufstieg dieser Partei erlebt, wir waren in den Novembertagen begeistert dabei, wir haben den Fehlschlag für einen unerklärlichen Irrtum der Geschichte gehalten.“ Auch an anderer Stelle kommt Jünger auf den mißlungenen Hitler-Putsch zu sprechen, den er als „noch unklaren Aufstand in München“ umschreibt, bei dem allerdings der Nationalismus noch mitten im Prozeß einer innerlichen Überwindung der „Formen eines alten Staates“ gesteckt habe. Hier macht er allerdings keinen ausdrücklichen Unterschied zwischen Nationalismus und Nationalsozialismus, sondern subsumiert diesen unter jenem.

Jünger führte in einem Artikel in der von ihm mitherausgegebenen *Standarte* aus, wie der „moderne nationalistische Staat“, der „Staat der Zukunft“ seiner Meinung nach auszusehen habe: „Er wird national sein. Er wird sozial sein. Er wird wehrhaft sein. Er wird autoritativ gegliedert sein.“ Keineswegs beschränkte sich Jünger dabei auf die Betrachtung von Ereignissen, die ohnehin kommen würden, sondern forderte seine Leser zur Beteiligung am Aufbau dieses Staates auf: „Erkennt, was die Uhr geschlagen hat, stellt das einzelne zurück und laßt Euch blenden durch den Glanz des Zukünftigen … Wir müssen vorwärts, solange das Feuer noch in uns ist! Uns stehen noch die größten Aufgaben bevor und gerade wir sind es, die sie lösen müssen.“ Jünger forderte den Zusammenschluß der „Einzelbewegungen“ zur „nationalistischen Endfront“, denn „die Form unserer Bewegung wird auch die Form des zukünftigen Staates sein“. Zu den angesprochenen Einzelbewegungen gehörte ausdrücklich die Partei Hitlers, mit deren Hilfe die Arbeiterschaft gewonnen werden sollte: „Der Nationalsozialismus besitzt auf Grund seiner andersgearteten Führerschicht diese Fähigkeit, und es wird kein entscheidender Erfolg erzielt werden, ehe man sich nicht … von beiden Seiten her die Hand gegeben hat“. Der Nationalist Jünger plädierte für eine klar getrennte Aufgabenverteilung: „Soldaten als Führer im Machtkampf, Arbeiter als Führer im Wirtschaftskampf“.

Auch hinsichtlich seines aktivistischen Ansatzes für den Machtkampf ließ Jünger seine Leserschaft nicht im Unklaren: „Es wird nicht protestiert in Vortragsreihen … sondern sehr sachlich und nüchtern mit Handgranaten und Maschinengewehren auf dem Straßenpflaster“. Das Ziel hatte Jünger ein gutes halbes Jahr zuvor bereits bekanntgegeben: „Der Tag, an dem der parlamentarische Staat unter unserem Zugriff zusammenstürzt, und an dem wir die nationale Diktatur ausrufen, wird unser höchster Festtag sein.“ In demselben Artikel Jüngers heißt es über die Anfänge der NSDAP durchaus anerkennend: „Hitler tat einen großen Schritt vorwärts, er sagte, was er wollte, und er sagte es so gut, daß er selbst in weiten Kreisen der Arbeiterschaft schlagartig verstanden wurde.“ Die Behauptung von Jüngers publizistischem Gegenspieler Peter de Mendelssohn: „Nicht Welten, nur Schulen trennen ihn von Adolf Hitler!“, erscheint auf solche Aussagen bezogen durchaus plausibel.

Daß der anfänglichen Sympathie laut Schwarz „eine längere Zeit vorsichtiger Reserve“ Jüngers gegenüber dem Nationalsozialismus folgte, lag nicht etwa an dessen zunehmender Radikalisierung, sondern umgekehrt an dem Legalitätskurs, den die Partei eingeschlagen hatte.

Damit schien sich die NSDAP dem parlamentarischen System in einer Weise anzunähern, die Jünger in seinem elitären Rigorismus ablehnte. Als Hitler schließlich 1929 aus taktischen Gründen von der Landvolkbewegung abrückte, rügte Jünger dies öffentlich als egoistisch und zutiefst bürgerlich: „Wir haben von Anfang an einen Unterschied zwischen Nationalismus und Nationalsozialismus gemacht“, behauptete der nationalistische Schriftsteller in einem „Reinheit der Mittel“ betitelten Artikel in der von Ernst Niekisch herausgegebenen Zeitschrift *Widerstand*. Trotz der Kritik heißt es am Schluß des Artikels jedoch: „Wir wünschen dem Nationalsozialismus von Herzen den Sieg; wir kennen seine besten Kräfte, deren Begeisterung ihn trägt … Aber wir wissen auch, daß er seinen Sieg nur dann erfechten kann, wenn … auf jeden Zusatz aus den brüchigen Resten einer vergangenen Zeit verzichtet wird.“



Jünger nach einer Zeichnung von Rudolf Stumpf, Ende der zwanziger Jahre

Daß Hitler nicht wegen Jüngers politischer Publizistik an die Macht gekommen ist, versteht sich von selbst. Was dessen Wegbereiter-Dasein angeht, so ist daher seine Formulierung im Tagebuch der unmittelbaren Nachkriegszeit durchaus passend: „Wenn ein Pulverturm in die Luft fliegt, überschätzt man die Bedeutung der Streichhölzer.“ Genauso trifft jedoch Hans-Peter Schwarz’ Feststellung zu, Jünger habe „bis in die dreißiger Jahre hinein die kriegerische, nationale und sozialistische Diktatur nicht allein prophezeit, sondern auch postuliert“.

Peter de Mendelssohn: *Gegenstrahlungen. Ein Tagebuch zu Ernst Jüngers Tagebuch*, in: *Der Monat*, 2 (1949) , S. 149–174.

Jünger selbst legte in der nach dem Ende des „Dritten Reiches“ einsetzenden Debatte um seine Person und Rolle als „Wegbereiter“ zunächst lediglich Wert auf eine strikte Trennung zwischen dem Politischen und dem Literarischen: „… das politische Leben eines Autors besagt gar nichts über seinen literarischen Rang. Wenn meine Gegner das nicht begreifen, so ist das ihre Sache – was mich betrifft, so möchte ich auf keinen Fall mich politisch verteidigt sehen“, schrieb er 1947 an seinen Mitarbeiter Armin Mohler. Die „Inkongruenz von Selbstverständnis und realer Funktion, die Wirkung wider Willen“, nannte Karl Prümm dieses „Dilemma Jüngers“.

Karl Prümm: *Die Literatur des Soldatischen Nationalismus der 20er Jahre (1918–1933)*, Kronberg i. Ts. 1974.

Jünger hat sich allen Hofierungen durch die Nationalsozialisten unmittelbar vor und nach 1933 konsequent entzogen, hat weder ein Reichstagsmandat noch den Platz in der Dichter-Akademie angenommen. Daß er dennoch – trotz Auf den Marmorklippen, trotz seines erzwungenen Ausscheidens aus der Wehrmacht – nach 1945 zunächst mit Publikationsverbot belegt wurde, macht eine verbitterte Reaktion und die daraus resultierende Formulierung von den geschlagenen Seismographen nachvollziehbar. Daß dieses Bild bezogen auf seine politische Rolle vor Hitlers Regierungsantritt nicht zutreffend ist – oder zumindest nicht in dieser Ausschließlichkeit, sollte herausgestellt werden, will man Jünger nicht ex post entschärfen.

Jünger und Mohler

von Karlheinz Weißmann

Die Beziehung zwischen Ernst Jünger und Armin Mohler hat sich über mehr als fünf Jahrzehnte erstreckt. Sie wird – wenn in der Literatur erwähnt – als Teil der Biographie Jüngers behandelt. Man hebt auf Mohlers Arbeit als Jüngers Sekretär ab und gelegentlich auf das Zerwürfnis zwischen beiden. Mit den Wilflinger Jahren hatte dieser Streit nichts zu tun. Seine Ursache waren Meinungsverschiedenheiten über die erste Ausgabe der Werke Jüngers. Der Konflikt beendete für lange das Gespräch der beiden, das mit einer Korrespondenz begonnen hatte, im direkten Austausch und dann wieder im – manchmal täglichen – Briefwechsel zwischen der Oberförsterei und dem neuen französischen Domizil Mohlers in Bourg-la-Reine fortgesetzt wurde. Von 1949, als Mohler seinen Posten in Ravensburg antrat, bis 1955, als Jünger seinen 60. Geburtstag feierte, war ihre Verbindung am intensivsten, aber es gab auch eine Vor- und eine Nachgeschichte von Bedeutung.

Die Vorgeschichte hängt zusammen mit Mohlers abenteuerlichem Grenzübertritt vom Februar 1942. Er selbst hat für den Entschluß, aus der Schweizer Heimat ins Reich zu gehen und sich freiwillig zur Waffen-SS zu melden, zwei Motive angegeben: die Nachrichten von der Ostfront, damit verknüpft das Empfinden, hier gehe es um das Schicksal Deutschlands, und die Lektüre von Jüngers *Arbeiter*. Die Verknüpfung mag heute irritieren, der Eindruck würde sich aber bei genauerer Untersuchung der Wirkungsgeschichte Jüngers verlieren. Denn, was er im Schlußkapitel des *Arbeiters* über den „Eintritt in den imperialen Raum" gesagt hatte, war mit einem Imperativ verknüpft gewesen: „Nicht anders als mit Ergriffenheit kann man den Menschen betrachten, wie er inmitten chaotischer Zonen an der Stählung der Waffen und Herzen beschäftigt ist, und wie

Armin Mohler: *Der Nasenring. Die Vergangenheitsbewältigung vor und nach dem Fall der Mauer,* München 1991 (Neue Fassung).

er auf den Ausweg des Glückes zu verzichten weiß. Hier Anteil und Dienst zu nehmen: das ist die Aufgabe, die von uns erwartet wird."

Mohlers Absicht war eben: „Anteil und Dienst zu nehmen". Es ging ihm nicht um „deutsche Spiele", nicht um eine Wiederholung von Jüngers Abenteuer in der Fremdenlegion, sondern darum, in einer für ihn bezeichnenden Weise, Ernst zu machen. Daß daraus nichts wurde, hatte dann – auch in einer für ihn bezeichnenden Weise – mit romantischen Impulsen zu tun: der Sehnsucht nach intensiver Erfahrung, nach großen Gefühlen, dem „Bedürfnis nach Monumentalität", ein Diktum des Architekturtheoretikers Sigfried Giedion, das Mohler häufig zitierte. Daß der nationalsozialistische „Kommissarstaat" kein Interesse hatte, solches Bedürfnis abzusättigen, mußte Mohler rasch erkennen. Er zog sein Gesuch zurück und ging bis Dezember 1942 zum Studium nach Berlin. Dort saß er im Seminar von Wilhelm Pinder und hörte Kunstgeschichte. Vor allem aber verbrachte er Stunde um Stunde in der Staatsbibliothek, wo er seltene Schriften der „Konservativen Revolution" exzerpierte oder abschrieb, darunter die von ihm als „Manifeste" bezeichneten Aufsätze Jüngers aus den nationalrevolutionären Blättern. Dieser Textkorpus bildete neben dem *Arbeiter,* der ersten Fassung des *Abenteuerlichen Herzens* sowie *Blätter und Steine* die Grundlage für Mohlers Faszination an Jünger.

Zehn Jahre später schrieb er über die Wirkung des Autors Jünger auf den Leser Mohler: „Sein Stil könnte mit seiner Oberfläche auf mathematische Genauigkeit schließen lassen. Aber diese Gestanztheit ist Notwehr. Durch sie hindurch spiegelt sich im Ineinander von Begriff und Bild eine Vieldeutigkeit, welche den verwirrt, der nur die Eingleisigkeit einer universalistisch verankerten Welt kennt. In Jüngers Werk … ist die Welt nominalistisch wieder zum Wunder geworden." Wer das Denken Mohlers etwas genauer kennt, weiß, welche Bedeutung das Stichwort „Nominalismus" für ihn hatte, wie er sich bis zum Schluß auf immer neuen Wegen eine eigenartige, den Phänomenen zugewandte Weltsicht, zu erschließen suchte. Er hatte dafür als „Augenmensch" bei dem „Augenmenschen" Jünger eine Anregung gefunden, wie sonst nur in der Kunst.



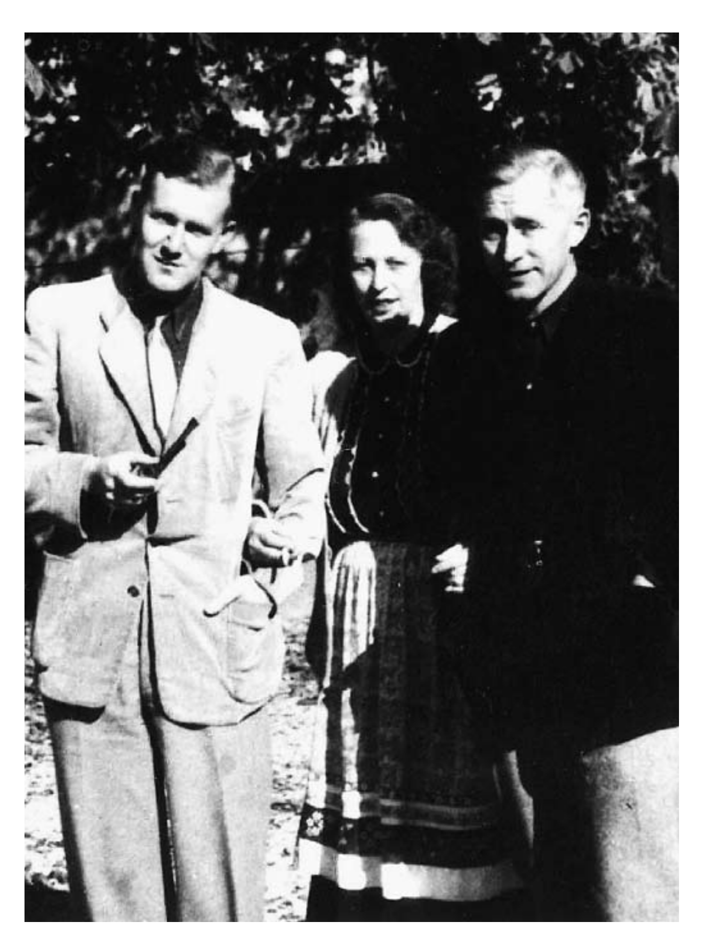


Schutzumschläge der ersten Fassung von Das abenteuerliche Herz *(1929) und* Blätter und Steine *(1934)*

Es wäre deshalb ein Mißverständnis, anzunehmen, daß Mohler Jünger auf Grund der besonderen Bedeutung, die er den Arbeiten zwischen den Kriegsbüchern und der zweiten Fassung des *Abenteuerlichen Herzens* beimaß, keine Weiterentwicklung zugestanden hätte. Ihm war durchaus bewußt, daß *Gärten und Straßen* das Alterswerk einleitete und zu einer deutlichen – und aus seiner Sicht legitimen – Veränderung des Stils geführt hatte. Es ging ihm auch nicht darum, Jünger auf die Weltanschauung der zwanziger Jahre festzulegen, wenngleich das Politische für seine Zuwendung eine entscheidende Rolle gespielt und zum Bruch mit der Linken geführte hatte. Sein Freund Werner Schmalenbach schilderte die Verblüffung des Basler Milieus aus Intellektuellen und Emigranten, in dem sich Mohler bis dahin bewegte, als dessen Begeisterung für Deutschland und für Jünger klarer erkennbar wurde. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz und dem Bekanntwerden seines Abenteuers wurde er in diesen Kreisen selbstverständlich als „Nazi" gemieden. Beirrt hat Mohler das aber nicht, weder in seinem Interesse an der Konservativen Revolution, noch in seiner Verehrung für Jünger.

Armin Mohler: *Ravensburger Tagebuch. Meine Jahre mit Ernst Jünger 1949/50,* Wien 1999.

Die persönliche Begegnung zwischen beiden wurde dadurch angebahnt, daß Mohler 1946 in der Zeitung *Weltwoche* einen Aufsatz über Jünger veröffentlichte, der weit von den üblichen Verurteilungen entfernt war. Es folgte ein Briefwechsel und dann die Aufforderung Jüngers, Mohler solle nach Abschluß seiner Dissertation eine Stelle als Sekretär bei ihm antreten. Als Mohler dann nach Ravensburg kam, wo Jünger vorläufig Quartier genommen hatte, war die Atmosphäre noch ganz vom Nachkrieg geprägt. Man bewegte sich wie in der Waffenstillstandszeit von 1918/19 in einer Art Traumland – zwischen Zusammenbruch und Währungsreform –, und alle möglichen politischen Kombinationen schienen denkbar. Der Korrespondenz zwischen Mohler und seinem engsten Freund Hans



Mohler mit Gretha und Ernst Jünger, Anfang der fünfziger Jahre

Fleig kann man entnehmen, daß damals beide die Wiederbelebung der „Konservativen Revolution“ erwarteten: die „antikapitalistische Sehnsucht“ des deutschen Volkes, von der Gregor Strasser 1932 gesprochen hatte, war in der neuen Not ungestillt, ein „heroischer Realismus“ konnte angesichts der verzweifelten Lage als Forderung des Tages erscheinen, auch die intellektuelle Linke glaubte, daß die „Frontgeneration“ ein besonderes Recht auf Mitsprache besitze, und das Ausreizen der geopolitischen Situation mochte als Chance gelten, die Teilung Deutschlands zwischen den Blöcken zu verhindern. Wie man Mohlers *Ravensburger Tagebuch*, aber auch anderen Dokumenten entnehmen kann, waren Jünger solche Gedanken nicht fremd, wenngleich die Erwägungen – bis hin zu nationalbolschewistischen Projekten – eher spielerischen Charakter hatten.

Differenzen zwischen beiden ergaben sich auf literarischem Feld. Mohler hatte Schwierigkeiten mit den letzten Veröffentlichungen Jüngers. Ihn irritierten die Friedensschrift (1945) und der große Essay *Über die Linie* (1951), und den Roman *Heliopolis* (1949) hielt er für mißlungen. Die Sorge, daß Jünger sich untreu werden könnte, schwand erst nach dem Erscheinen von *Der Waldgang* (1951). Mohler begrüßte das Buch enthusiastisch und als Bestätigung seiner Auffassung, daß man angesichts der Lage den Einzelgänger stärken müsse. Was sonst zu sagen sei, sollte getarnt werden, wegen der „ausgesprochenen Bürgerkriegssituation“, in der man schreibe. Er erwartete zwar, daß der „Antifa-Komplex“ bald erledigt sei, aber noch wirkte die Gefährdung erheblich und der „Waldgänger“ war eine geeignetere Leitfigur als „Soldat“ oder „Arbeiter“.

Mohler betrachtete den *Waldgang* vor allem als erste politische Stellungnahme Jüngers nach dem Zusammenbruch, eine notwendige Stellungnahme auch deshalb, weil die *Strahlungen* und die darin enthaltene Auseinandersetzung mit den Verbrechen der NS-Zeit viele Leser Jüngers befremdet hatte. In der aufgeheizten Atmosphäre der Schulddebatten fürchteten sie, Jünger habe die Seiten gewechselt und wolle sich den Siegern andienen; Mohler vermerkte, daß in Wilflingen kartonweise Briefe standen, deren Absender Unverständnis und Ablehnung zum Ausdruck brachten.

Mohler schloß sich dieser Kritik ausdrücklich nicht an und hielt ihr entgegen, daß sie am Kern der Sache vorbeigehe. „Der deutsche ‚Nationalismus’ oder das ‚nationale Lager’ oder die ‚Rechte’ … wirkt heute oft erschreckend verstaubt und antiquiert – und dies gerade in einem Augenblick, wo [ein] bestes nationales Lager nötiger denn je wäre. Die Verstaubtheit scheint mir daher zu kommen, daß man glaubt, man könne einfach wieder da anknüpfen, wo 1933 oder 1945 der Faden abgerissen war.“ Einige arbeiteten an einer neuen „Dolchstoß-Legende“, andere suchten die Schlachten des Krieges noch einmal zu führen und nun zu gewinnen, wieder andere setzten auf einen „positiven Nationalsozialismus“ oder auf eine Wiederbelebung sonstiger Formen, die längst überholt und abgestorben waren. In der Überzeugung, daß eine Restauration nicht möglich und auch nicht wünschenswert sei, trafen sich Mohler und Jünger.

Die Stellung Mohlers als „Zerberus“ des „Chefs“ war nie auf Dauer gedacht. Mohler plante eine akademische Karriere und betrachtete seine Tätigkeit als Zeitungskorrespondent, die er 1953 aufnahm, auch nur als Vorbereitung. Der Kontakt zu Jünger riß trotz der Entfernung nie ab. interessanterweise bemühten sich in dieser Phase beide um eine Neufassung des Begriffs „konservativ“, die ausdrücklich dem Ziel dienen sollte, einen weltanschaulichen Bezugspunkt zu schaffen.

Wie optimistisch Jünger diesbezüglich war, ist einer Bemerkung in einem Brief an Carl Schmitt zu entnehmen, dem er am 8. Januar 1954 schrieb, er beobachte „an der gesamten Elite" eine „entschiedene Wendung zu konservativen Gedanken", und im Vorwort zu seinem *Rivarol* – ein Text, der in der neueren Jünger-Literatur regelmäßig übergangen wird – geht es an zentraler Stelle um die „Schwierigkeit, ein neues, glaubwürdiges Wort für ‚konservativ' zu finden". Jünger hatte ursprünglich vor, gegen ältere Versuche eines Ersatzes zu polemisieren, verzichtete aber darauf, weil er dann auch den Terminus „Konservative Revolution" hätte einbeziehen müssen, was er aus Rücksicht auf Mohler nicht tat. Daß ihn seine intensive Beschäftigung mit den Maximen des französischen Gegenrevolutionärs „stark in die politische Materie" führte, war Jünger klar. Wenn dagegen so wenig Vorbehalte zu erkennen sind, dann hing das auch mit dem Erfolg und der wachsenden Anerkennung zusammen, die er in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre erfuhr. Zeitgenössische Beobachter glaubten, daß er zum wichtigsten Autor der deutschen Nachkriegszeit werde.

Ernst Jünger: *Rivarol,* Frankfurt a. M. 1956.

Dieser „Boom" erreichte einen Höhepunkt mit Jüngers sechzigstem Geburtstag. Es gab zwar auch heftige Kritik am „Militaristen" und „Antidemokraten", aber die positiven Stimmen überwogen. Mohler hatte für diesen Anlaß nicht nur eine Festschrift vorbereitet, sondern auch eine Anthologie zusammengestellt, die unter dem Titel *Die Schleife* erschien. Der notwendige Aufwand an Zeit und Energie war sehr groß gewesen, die prominentesten Beiträger für die Festschrift, Martin Heidegger, Gottfried Benn, Carl Schmitt, bei Laune zu halten, ein schwieriges Unterfangen – Heidegger zog seinen Beitrag aus nichtigen Gründen zweimal zurück. Ganz zufrieden war der Jubilar aber nicht; Jünger mißfiel die geringe Zahl ausländischer Autoren, und bei der *Schleife* hatte er den Verdacht, daß hier suggeriert werde, es handele sich um ein Buch aus seiner Feder. Die Ursache dieser Verstimmung war eine kleine Manipulation des schweizerischen Arche-Verlags, in dem *Die Schleife* erschienen war, und der auf den Umschlag eine Titelei gesetzt hatte, die einen solchen Irrtum möglich machte.

Armin Mohler (Hrsg.): *Freundschaftliche Begegnungen. Festschrift für Ernst Jünger zum 60. Geburtstag,* Frankfurt a. M. 1955.

Im Hintergrund spielte außerdem der Wettbewerb verschiedener Häuser um das Werk Jüngers mit, dessen Bücher in der Nachkriegszeit zuerst im Furche-, den man ihm zu Ehren in Heliopolis-Verlag umbenannt hatte, dann bei Neske und bei Klostermann erschienen waren. Außerdem versuchte ihn Ernst Klett für sich zu gewinnen. Wenn Klostermann die Festschrift herausbrachte, obwohl er davon kaum finanziellen Gewinn erwarten durfte, hatte das mit der Absicht zu tun, die Bindung Jüngers zu festigen. Deshalb korrespondierte der Verleger mit Mohler nicht nur wegen der Ehrengabe, sondern gleichzeitig auch wegen einer Edition des Gesamtwerks, die Jünger dringend wünschte.

Armin Mohler (Hrsg.): *Die Schleife. Dokumente zum Weg von Ernst Jünger,* Neudruck der Ausgabe von 1955, Bad Vilbel 2001.

Klostermann und Mohler waren einig, daß eine solche Sammlung nach „Wachstumsringen" geordnet werden müsse, jedenfalls der Chronologie zu folgen und die ursprünglichen Fassungen zu bringen beziehungsweise Änderungen kenntlich zu machen habe. Bekanntermaßen ist dieser Plan nicht in die Tat umgesetzt worden. *Rivarol* war das letzte Buch, das Jünger bei Klostermann veröffentlichte, danach wechselte er zu Klett, dem er gleichzeitig die Verantwortung für die „Werke" übertrug. In einem Brief vom 15. Dezember 1960 schrieb Klostermann voller Bitterkeit an Mohler, daß er die Ausgabe im Grunde für unbenutzbar halte und mit Bedauern feststelle, daß Jünger gegen Kritik immer unduldsamer werde. Zwei Wochen später veröffentlichte Mohler einen Artikel über die Werkausgabe in der Züricher *Tat*. Jüngers „Übergang in das Lager der ‚Universalisten'" wurde nur konstatiert, aber die Eingriffe in die früheren Texte scharf getadelt.

Noch grundsätzlicher faßte Mohler seine Kritik für einen großen Aufsatz zusammen, der im Dezember 1961 in der konservativen Wochenzeitung *Christ und Welt* erschien und von vielen als Absage an Jünger gelesen wurde. Mohler verurteilte hier nicht nur die Änderung der Texte, er mutmaßte auch, sie folgten dem Prinzip der Anbiederung, man habe „ad usum democratorum frisiert", es gebe außerdem ein immer deutlicher werdendes „Gefälle" im Hinblick auf die Qualität der Diagnostik, was bei den letzten Veröffentlichungen Jüngers wie *An der Zeitmauer* (1959) und *Der Weltstaat* (1960) zu einer Beliebigkeit geführt habe, die wieder zusammenpasse mit anderen Konzessionen Jüngers, um „sich mit der bis dahin gemiedenen Öffentlichkeit auszugleichen". Mohler deutete diese Tendenz nicht einfach als Schwäche oder Verrat, sondern als negativen Aspekt jener

Armin Mohler: *Der Dichter: Ernst Jünger*, in: *Christ und Welt* vom 29. Dezember 1961.

„osmotischen“ Verfassung, die Jünger früher so sensibel für kommende Veränderungen gemacht habe.

Jünger brach nach Erscheinen des Textes den Kontakt ab. Daß Mohler das beabsichtigte, ist unwahrscheinlich. Noch im Juni 1960 hatte Jünger ihn in Paris besucht, kurz bevor Mohler nach Deutschland zurückkehrte, und im Gästebuch stand der Eintrag: „Wenige sind wert, daß man ihnen widerspricht. Bei Armin Mohler mache ich eine Ausnahme. Ihm widerspreche ich gerne.“ Jetzt warf Jünger Mohler vor, ihn ideologisch mißzuverstehen und äußerte in einem Brief an Curt Hohoff: „Das Politische hat mich nur an den Säumen beschäftigt und mir nicht gerade die beste Klientel zugeführt. Würden Mohlers Bemühungen dazu beitragen, daß ich diese Gesellschaft gründlich loswürde, so wäre immerhin ein Gutes dabei. Aber solche Geister haben ein starkes Beharrungsvermögen; sie verwandeln sich von lästigen Anhängern in unverschämte Gläubiger.“

Sollte Jünger Mohlers Text tatsächlich nicht gelesen haben, wie er hier behauptete, wäre ihm auch der Schlußpassus entgangen, in dem Mohler zwar nicht zurücknahm, was er gesagt hatte, aber festhielt, daß ein einziges der großen Bücher Jüngers genügt hätte, um diesen „für immer in den Himmel der Schriftsteller“ eingehen zu lassen: „An dessen Scheiben wir Kritiker uns die Nase plattdrücken.“ Die Ursache für Mohlers Schärfe war Enttäuschung, eine Enttäuschung trotz bleibender Bewunderung. Mohler warf Jünger mit gutem Grund vor, daß dieser in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre ohne Erklärung den Kurs geändert hatte und sich in einer Weise stilisierte, die ihn nicht mehr als „großen Beunruhiger“ erkennen ließ. Man konnte das wahlweise auf Jüngers „Platonismus“ oder sein Bemühen um Klassizität zurückführen. Tendenzen, mit denen Mohler schon aus Temperamentsgründen wenig anzufangen wußte.

Armin Mohler: *Ernst Jüngers Wiederkehr,* in: *Criticón* 3 (1973) 17, S. 106 f.

Die Wiederannäherung kam deshalb erst nach langer Zeit und angesichts der Wahrnehmung zustande, daß Jünger eine weitere Kehre vollzog. Das Interview, das der Schriftsteller am 22. Februar 1973 *Le Monde* gab, wirkte auf Mohler elektrisierend, was vor allem mit jenen Schlüsselzitaten zusammenhing, die von der deutschen Presse regelmäßig unterschlagen wurden: Zwar hatte man mit einer gewissen Irritation Jüngers Äußerung gemeldet, er könne weder Wilhelm II. noch Hitler verzeihen, „ein so wundervolles Instrument wie unsere Armee vergeudet zu haben“, aber niemand wagte sein Diktum hinzuzufügen: „Wie hat der deutsche Soldat zweimal hintereinander unter einer unfähigen politischen Führung gegen die ganze wider ihn verbündete Welt sich halten können? Das ist die einzige Frage, die man meiner Ansicht nach in 100 Jahren stellen wird.“ Und nirgends zu finden war die Prophetie über das Schicksal, das den Deutschen im Geistigen bevorstand: „Alles, was sie heute von sich weisen, wird eines schönen Tages zur Hintertüre wieder hereinkommen.“

Mohler stellte die Rückkehr zum Konkret-Politischen mit der Wirkung von Jüngers Roman *Die Zwille* zusammen, ein „erzreaktionäres Buch“, so sein Urteil, das in seinen besten Passagen jene Fähigkeit zum „stereoskopischen“ Blick zeigte, die von Mohler bewunderte Fähigkeit, das Besondere und das Typische – nicht das Allgemeine! – gleichzeitig zu erkennen. Obwohl Mohler an seiner Auffassung vom „Bruch“ im Werk festhielt, hat der Aufsatz *Ernst Jüngers Wiederkehr* wesentlich dazu beigetragen, den alten Streit zu beenden. Die Verbindung gewann allmählich ihre alte Herzlichkeit zurück, und seinen Beitrag in der Festschrift zu Mohlers 75. Geburtstag versah Jünger mit der Zeile „Für Armin Mohler in alter Freundschaft“; beide telefonierten häufig und ausführlich miteinander, und wenige Monate vor dem Tod Jüngers, im Herbst 1997, kam es zu einer letzten persönlichen Begegnung in Wilflingen.

Nachdem Jünger gestorben war, gab ihm Mohler, obwohl selbst betagt und krank, das letzte Geleit. Er empfand das mit besonderer Genugtuung, weil es ihm nicht möglich gewesen war, Carl Schmitt diese letzte Ehre zu erweisen. Jünger und Schmitt hatten nach Mohlers Meinung den größten Einfluß auf sein Denken, mit beiden war er enge Verbindungen eingegangen, die von Schwankungen, Mißverständnissen und intellektuellen Eitelkeiten nicht frei waren, zuletzt aber Bestand hatten. Den Unterschied zwischen ihnen hat Mohler auf die Begriffe „Idol“ und „Lehrer“ gebracht: Schmitt war der „Lehrer“, Jünger das „Idol“. Wenn man „Idol“ zum Nennwert nimmt, dann war Mohlers Verehrung eine besondere – von manchen Heiden sagt man, daß sie ihre Götter züchtigen, wenn sie nicht tun, was erwartet wird.

Der Waldgang

von Ernst Niekisch

Ernst Jünger und Ernst Niekisch gehörten zur intellektuellen Elite der Nationalrevolutionäre oder „Nationalbolschewisten" der Weimarer Zeit. Trotz der intensiven Mitarbeit Jüngers an Niekischs Zeitschrift Widerstand *kann man aber nicht auf Identität der Positionen schließen. Niekisch äußerte 1952 in einem Brief, beide seien sich immer darüber im Klaren gewesen, daß ihre „Auffassungen in wesentlichen Dingen auseinandergingen" und fügte erklärend hinzu: „Er, in seiner ausgeprägten aristokratischen Art, glaubte lediglich durch Ideen-Verkündigung wirken zu können. Mich erfüllte politische Leidenschaft; ich wollte praktisch auf den Gang der Ereignisse Einfluß gewinnen."*

Als Niekisch 1937 wegen Hochverrats verurteilt wurde und bis zum Kriegsende im Zuchthaus saß, leugnete Jünger die Bekanntschaft nie und versuchte zu helfen; in den Strahlungen *tritt Niekisch als „Cellaris" auf. Auch nach 1945 und Niekischs Übertritt zur SED blieb der Kontakt trotzdem erhalten, jedoch meinte Niekisch, daß sie sich in dieser Zeit am weitesten voneinander entfernt hätten. Eine neuerliche Annäherung sei erst möglich gewesen, nachdem er selbst sich „seit etwa Anfang 1950 aus der praktischen Politik zurückgezogen habe".*

In dieser Phase entstand der hier zum ersten Mal abgedruckte Text, ein Typoskript, das Niekisch an Jünger sandte, um seine Kritik am Waldgang *deutlich werden zu lassen. Einer Veröffentlichung stand entgegen, daß Niekisch zwar schon auf Distanz zur DDR-Führung gegangen war, mit dieser aber noch nicht gebrochen hatte. Die Ausführungen lassen deshalb auch erkennen, in welchem Maß das Buch Jüngers als aktuelle politische Stellungnahme aufgefaßt wurde, bezogen auf den großen Ost-West-Konflikt, der – am 25. Juni 1950 hatte der Krieg in Korea begonnen – als Vorbereitung eines „Dritten Weltkriegs" verstanden werden konnte.*

Karlheinz Weißmann

Die Kritik hat sogleich begriffen, daß das neue Buch Ernst Jüngers *Der Waldgang* ein wesentliches Anliegen zur Sprache bringt: es ist das Anliegen zuerst der westdeutschen, dann der europäischen Intelligenz überhaupt. Der Individualismus hatte vergessen, daß der Mensch von Natur aus ein kollektives Wesen ist; er hatte die Gemeinschaftsbindung aus der Welt schaffen wollen, indem er kurzerhand die Augen davor verschloß. Nunmehr ist ein Umschlag eingetreten: die kollektiven Mächte bringen gegenwärtig dem Menschen nahe, daß sie Tatsachen sind, die sich nicht mehr als quantités négligeables behandeln lassen wollen. Der Kollektivismus ist die neue Weltbewegung; in Rußland ist er bereits an sein Ziel gelangt, in Amerika ist er auf dem Marsche. Europa war der individualistische Kontinent; die europäische Intelligenz hatte den Individualismus geradezu auf die Spitze getrieben. Jetzt, nachdem Europa nur noch als geographischer Begriff zwischen Amerika und Rußland existiert, fragt die europäische Intelligenz verzweifelt, wo sie mit ihrem Individualismus fernerhin bleiben soll. Diese Frage tauchte schon gleich nach 1945 vor ihr auf. Damals setzte die Intelligenz ihre ganze Hoffnung auf die Innerlichkeit, den „elfenbeinernen Turm". Die Außenwelt bot für ihren Individualismus keinen Tummelplatz mehr, aber in den Bezirken der Innerlichkeit, der Kunst, der Dichtung, der Philosophie, der Musik und der Religion konnte er sich unbeengt weiterhin austoben. Es war die Zeit, in der die „Wandlung" ergriffene Leser fand. Man wollte seinen Individualismus behaupten, indem man Existentialist, Surrealist oder gar Theologe wurde. Inzwischen ist man allerdings dahintergekommen, daß im Raume der Innerlichkeit die Luft viel zu dünn ist, als daß der Individualist auf die Dauer darin gedeihen könnte. Als Bürger der Innerlichkeit muß man notwendig Quietist sein; der Quietist freilich ist immer nur Objekt, Spielball, Opfer der Herren der Dinge und Ereignisse; sein Freiheitsgefühl beruht stets auf Selbsttäuschung und Selbstbetrug. Schließlich merkte das auch der Individualist der Innerlichkeit. Doch fürchtete er, von den kollektiven Mächten erdrückt zu werden, wenn er sich auf irgendeine Weise mit ihnen einließ; deshalb sann er auf einen neuen Fluchtweg. Der neue Fluchtweg heißt „Waldgang".

Ernst Niekisch, Bleistiftzeichnung von A. Paul Weber, 1931 oder 1932

Der „Waldgänger" ist weder Quietist noch Fatalist; so erfindungsreich er ist, den kollektiven Mächten auszuweichen, so aktiv ist er doch, ihnen Abbruch zu tun. Man hat ihn zuweilen einen geistigen Partisanen genannt, der seinen Krieg gegen den Kollektivismus auf eigene Faust, Gefahr und Verantwortung führe. Er will vor keinen Tatsachen kapitulieren, er ist der Aufständige, Rebell in Permanenz. Er ist der europäische Intellektuelle, der seine letzte Zuflucht nur noch in der Verwegenheit findet, sich in jedem Augenblick aufs Spiel zu setzen. Indem er dies tut, ist er Mann des Widerstandes. Als Mann des Widerstandes ist er der Beschirmer des Wesentlichen und Eigentlichen, der ewigen Werte, der unvergänglichen Substanz, des Urgrundes, dem das Echte und Belebende entsteigt. Die kollektive Macht ist demgegenüber die Verfolgerin und Verderberin aller Schätze menschlicher Tiefe; sie verflacht den Menschen zu einem verödeten Schablonen-, Normen- und Maschinenwesen. In der „Einsamkeit des Waldes" rettet der Waldgänger nicht nur diese hohen menschlichen Güter; er verteidigt sie und im Bewußtsein seiner Sendung verlernt er die Angst vor dem Leviathan, der erbarmungslos alles zertreten möchte, was nonkonformistisch ist.

Armin Mohler und Karlheinz Weißmann: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch,* Graz 2006.

Der „Waldgänger" ist in einem neuen Gewande jene typische Grundfigur, die uns in allen bedeutsamen Werken Jüngers immer wieder begegnet. Als Fremdenlegionär entflieht er unbequemen Ordnungen bis an den Rand der afrikanischen Wüste, als unbekannter Soldat besteht er die Stahlgewitter, als Abenteurer des Herzens durchwandert er traumhaft alle fürchterlichen Situationen, welche das Dasein bereithält, als Dulder des Schmerzes erlebt er seltenste Genüsse des Triumphes, als Arbeiter begegnet er den Dämonen der Technik; als anteilnehmender Gast erlebt er die Katastrophe der Marmorklippen, als Idylliker distanziert er sich in

den „Gärten und Straßen“ und in den „Strahlungen“ gegen die Schinderhütten, die Gasöfen und die Kriegsgreuel der Hitlerschen Unterwelt; als Burgenländer entschwebt er in den kosmischen Raum, als er entdeckt, daß auch „Heliopolis“ seinen Haken hat. Diese Figur bindet sich an keinen Zustand, sie ist immer bereit, einer Ordnung, die ihr lästig fällt, den Rücken zu kehren, ja ihrem Untergang in die Hände zu arbeiten. Wo man sie ankratzt, kommt der Nihilist zum Vorschein. Nur ungern möchte dieser Nihilist erkannt sein; er liebt es, Masken zu tragen und die Umwelt zu äffen. Die Maske macht glauben, man habe noch irgendeinen Sinn, eine Aufgabe, eine positive Hinterabsicht. Ist die Sache dieser Figur nicht schließlich die „Freiheit“? Hofft sie am Ende nicht, wenn sie in den Wald geht, dort die „Freiheit“ zu finden und zu retten?

Gunther Nickel (Hrsg.): *Literarische und politische Deutschlandkonzepte 1938–1949, Zuckmayer-Jahrbuch*, Bd 7, Göttingen 2004.

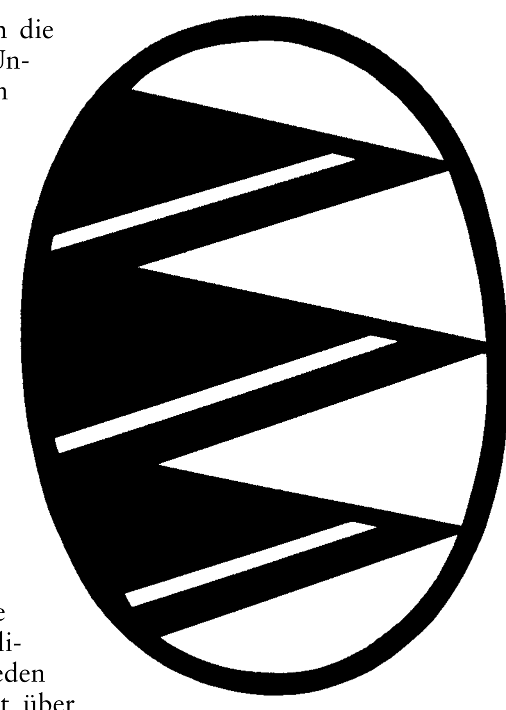
Was ist der Wald? Keineswegs handelt es sich dabei um einen ganz eindeutigen Begriff. Wald ist die Einsamkeit, in welche sich der Einzelne zurückzieht, er ist das Abseits von aller Gesellschaft und Zivilisation; er ist das Dunkle, Gefühlsmäßige, Instinktive, das die eigene Brust umschließt, er ist das Daimonion des Sokrates, das aus der Tiefe spricht, aus welcher das Schicksal gespeist wird, er ist die Grundsubstanz des Seins; er ist aber auch die naturhafte Wildnis, in welche kein gesellschaftliches Gesetz, keine gesellschaftliche Ordnung mehr hineinreicht und in der man sich außerhalb jeder Bindung bewegt. Zuweilen zeigt Jüngers Wald mystische Färbung; er ist der geheimnisvolle Ort, an welchem der Mensch ganz rein und echt Mensch sein kann. Der Jüngersche Wald hat eine gewisse Verwandtschaft mit Rousseaus Natur. Um dem Zwang der feudal-aristokratischen Ordnung zu entrinnen, empfahl Rousseau, zur Natur zurückzukehren, die dem Menschen in seiner Nacktheit Mut macht, sich allen ständischen Verkrampfungen und Verbiegungen gegenüber als Gleicher unter Gleichen zu fühlen. Im Walde winkt vor allem Freiheit. Allerdings ist hier der Begriff der Freiheit so vieldeutig wie es derjenige der Wildnis ist. Ist die Freiheit der souveränen Aristokratie gemeint, deren Opfer die Knechte und Untertanen sind? Handelt es sich um die Freiheit des Bürgers, der die Chance seines Reichtums gegen den arbeitenden Menschen rücksichtslos ausnutzt? Ist an die Freiheit des Raubtiers gedacht, das auf seiner Wildbahn jede Kreatur anfällt, die seinen Appetit reizt? Wenn jedoch nur die Freiheit der Selbstbestimmung gemeint ist, muß gefragt werden, inwieweit Selbstbestimmung überhaupt möglich ist und wer diese Selbstbestimmung finanziert.

Indes darf man es begrifflich mit dem Walde nicht so genau nehmen: im Grunde ist er doch immer wieder nur das Symbol des Ungesellschaftlichen. Der Einzelne empfindet den Druck der gesellschaftlichen Macht so stark, daß er mit ihr schlechtweg nichts zu schaffen haben möchte. Demgemäß rückt hier der Waldgänger schillernd in das Licht, lediglich auf Flucht zu sinnen. Das Lob des Waldes ist ein scharfer Protest gegen die kollektivistischen Tendenzen. Der „Waldgang“ ist eine provokatorische Demonstration des Individuums gegen den Kollektivismus. Voltaire hatte einst Rousseau ironisch entgegnet, er könne sich doch nicht dazu entschließen, auf dem Baume zu leben und wie die Tiere sich von Wurzeln und Beeren zu nähren. So realistisch hatte Rousseau sein „Zurück zur Natur“ gar nicht gemeint, so realistisch will auch Jünger seinen „Waldgang“ nicht verstanden wissen. Wie erginge es am Ende auch diesen Einzelnen, diesen individualistischen Intellektuellen im Walde? Das ganze Bildungsgut, an dem sie ihren Geist geschult haben, ist traditionell-gesellschaftlich. Gesellschaftlichen Institutionen verdanken sie es, daß sie mit diesem Bildungsgut überhaupt in Berührung kommen konnten. Nur in der gesellschaftlichen Kommunikation bleibt ihr Geist lebendig; auch Sokrates bedurfte seiner Schüler und suchte ihrer auf dem Markte habhaft zu werden. Als man ihm nach seiner Verurteilung die Flucht anbot, als man ihm die Gelegenheit eröffnete, „in den Wald“ zu gehen, lehnte er es ab, von diesem Schlupfloch Gebrauch zu machen. Er blieb innerhalb der Gesellschaft und als er den Giftbecher trank, tat er es als ein gesellschaftliches Wesen, das sich den Gesetzen der Gesellschaft beugte und gerade *nicht* als ein „Waldgänger“ dagegen meuterte. Vielleicht beruhen seine Größe und seine Wirkung eben darauf, daß er sich nicht zu den geistigen Partisanen schlug. Schließlich ist der geistige Partisan, der „Waldgänger“, immer nur ein verkappter Nihilist – und gerade ein Nihilist war Sokrates nicht.

Uwe Sauermann: *Ernst Niekisch. Zwischen allen Fronten. Mit einem biobibliographischen Anhang von Armin Mohler*, München und Berlin 1980.

So wird der Wald zu dem Ort, an welchem sich die Überwinder der Todesfurcht und des Schmerzes ihrer Unangreifbarkeit gegenüber den Kollektiven sicher werden wollen. Sie sind, hier im Walde, nach ihrer Meinung, das Salz der Erde, die wahre und vornehmste Elite; in ihnen, so glauben sie, vollendet sich der Sinn des Daseins. Sie fühlen sich als die eigentliche, durch ihre antikollektivistische Bewährung auserlesene Aristokratie.

Es ist begreiflich, daß für die europäischen und westdeutschen Intellektuellen, die durch Amerika und durch Rußland den Boden unter ihren Füßen fortgezogen sehen, ein solches Waldgängertum viel Verführerisches hat. Hier eröffnet sich für sie noch eine Möglichkeit, sich als Elite fühlen zu dürfen, wennschon als eine Elite ganz besonderer Art. Ihr Verdienst beruht nicht auf Leistungen *für* die Gesellschaft, sondern auf dem trotzigen Abbruch, den sie der Gesellschaft zufügen, auf der unversöhnlichen Gegnerschaft, welche sie der Gesellschaft zeigen. Weil sie bemerken, daß im Zeitalter der Technik der gesellschaftliche Zwang sich sachnotwendig verstärkt, wollen sie jeden gesellschaftlichen Zwang und die Technik überhaupt über Bord werfen: in der Wildnis hoffen sie, ihr Heil zu finden.

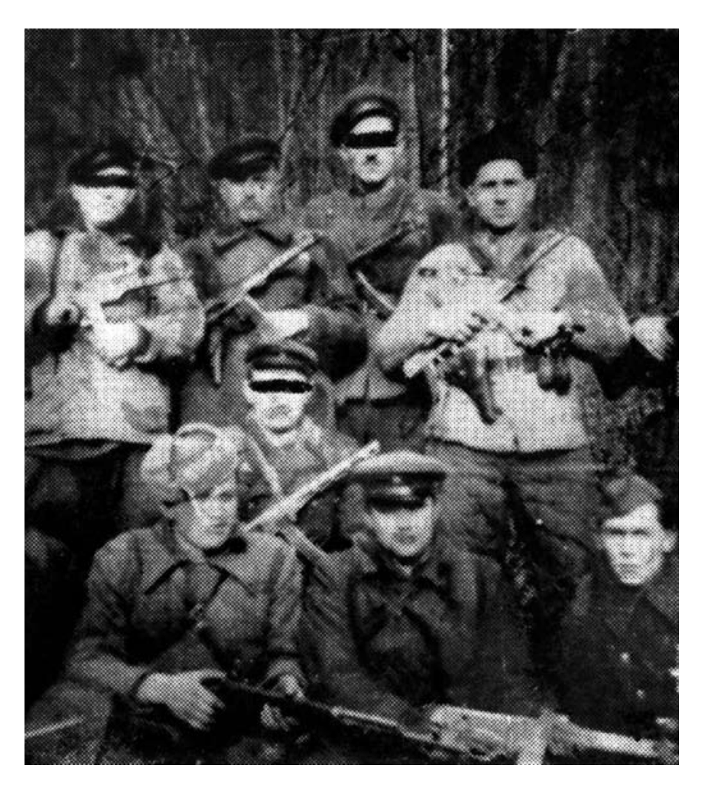


Signet des Widerstandsverlages nach einem Entwurf von A. Paul Weber

Den „Einzelnen“ peinigt die Furcht vor dem Kollektiv; sein Eigenstes fühlt er durch sie gefährdet und wenn er sich zu behaupten trachtet, droht ihm der Tod. Die Todesfurcht würde ihn zur Schwäche verführen, von Todesfurcht gejagt, würde er Konzessionen machen, die Verrat an ihm selbst wären. Die Überwindung der Todesfurcht ist eine Bedingung der Selbstbehauptung des Einzelnen. Er wird zum echten und wirklichen Waldgänger erst, wenn er der Todesfurcht Herr geworden ist. Ist er dahin gelangt, dann vermag ihn das Kollektiv mit nichts mehr zu schrecken. Er ist ein Souverän, der es gefaßt darauf ankommen läßt, was ihm passiert, wenn er von dem Kollektiv keine Notiz mehr nimmt. Auch der Schmerz kann ihn zu keiner Kapitulation zwingen; indem der Einzelne die Kraft fand, dem Schmerz standzuhalten, bringen ihn selbst die Schinderhütten der Kollektive nicht zum Erzittern.

Uwe Sauermann: *Ernst Niekisch und der revolutionäre Nationalismus,* München 1985.

Eine Station des Einzelnen aber ist Ernst Jünger verborgen geblieben; es ist die wohl abenteuerlichste und gefahrvollste, bis zu welcher er vordringen kann. Gesetzt den Fall, er ist durch die Schinderhütten der kollektivistischen Macht – die Tyrannei – gegangen und ihnen nur wie durch ein Wunder entkommen; gesetzt weiter, er hat jahrelang in die Abgründe des Todes geblickt und für seine Person endgültig mit dem Leben abgeschlossen; gesetzt ferner, er ist in den grauenvollsten Schrecknissen gestählt und hat jegliche Angst vor dem Entsetzlichsten wie vor den Tyrannen verloren; gesetzt außerdem, er hat innerlich nie kapituliert und ist durch seine Erlebnisse dagegen gefeit, je zu kapitulieren; gesetzt schließlich, ihm erscheint schlechthin jede Form von Flucht und Ausweichen als eine Schwäche, die ihm, der Tod und Teufel begegnet ist und diese Begegnung erstaunlicherweise überstanden hat, nicht mehr erlaubt ist; gesetzt das alles, so ist zu fragen, ob es sich für ihn noch schickt, „in den Wald zu gehen“. Für ihn ist es selbstverständlich, ein Einzelner zu sein; es geht ihm gegen den Geschmack, daraus überhaupt noch Wesens zu machen. Er ist sich seiner „Einzelheit“ so sicher, daß er ihrer gewiß sein darf, wo immer er geht und steht. Er ist so sehr über Schmerz und Leid, Lust und Freude erhaben, daß ihn kein Bedürfnis nach Sicherheit treibt, der kollektiven Macht irgendwie aus dem Wege zu gehen. Er verachtet sie, wie er alles zu verachten gelernt hat, aber er hält es für überflüssig, ja sogar für etwas großsprecherisch, es ihr zu zeigen. Er scheut sich nicht, sich in ihrem Bereich anzusiedeln und ihr das, was sie mit jenem Recht, das aus natürlichen Gründen jede Gemeinschaft in Anspruch nehmen darf, ihm abfordert, zu geben. Es berührt ihn daher nicht, möglicherweise mißverstanden zu werden oder den Vorwurf auf sich zu ziehen, „unter sein Niveau gegangen“ zu sein; er findet, daß es viel leichter gewesen wäre, als Partisan im Walde zu leben. Wo aber die Gemeinschaft über das Maß des natürlichen und vernünftigen Rechtes hinausgreift und die



Trupp der antikommunistischen, im Untergrund kämpfenden „Ukrainischen Volksarmee“, 1950

Untergründe des Einzelseins antastet, verweigert er ihr den Gehorsam – aber er tut es ohne Lärm, ohne Protest, ohne Pose, ohne Pathos, er nimmt von der unangebrachten und überspannten Forderung der kollektiven Macht einfach keine Kenntnis. Er bleibt, ohne daß er zum Demonstranten der Einzelheit werden wollte, einfach das, was er ist. Der Gedanke, ihm könnte etwas zustoßen, beunruhigt ihn nicht; passiert ihm wirklich etwas, so hat das seine Logik, die ihm nicht unbekannt ist und die seit alters her in Kraft war, wo sich eine Gesellschaft gebildet hatte und ein Individuum aus dem allgemeinen Rahmen fiel. Er weiß, daß das schlichte Beispiel, das er täglich gibt, nicht ganz ohne Wirkung bleibt. Es entzündet in Unzähligen noch eine Ahnung davon, daß für die kollektive Macht Grenzen bestehen, die kein Mensch preisgeben sollte. Wenn es je denkbar ist, den Leviathan in Schranken zu halten, so kann das nicht vom Walde her und durch Partisanen geschehen. Der Waldgänger, der sich ostentativ gegen die Gesellschaft behaupten will, hat etwas Überhebliches, ja vielleicht sogar Theatralisches. Der Einzelne hat ein Recht, Einzelner zu sein, nur wenn es innerhalb der Gemeinschaft ist; nochmals sei hier des Sokrates als des bewundernswürdigen Vorbildes gedacht. Es mag unsagbar schwer sein, innerhalb der Kollektive sein Einzelsein zu behaupten; aber was ist schon eine Individualität wert, die nicht auch diese Schwere auf sich zu nehmen vermag?

Die Tage Europas sind gezählt. Das Erbe des europäischen Geistes läßt sich nicht vom Walde her innerhalb der amerikanischen und russischen Überfremdung fruchtbar machen; nur innerhalb des Rahmens dieser Überfremdung muß, wenn auch oft opfervoll, die Sache dieses Erbes zur Geltung gebracht werden.

Die „Waldgängerei“ ist ein Rezept, das allen Individualisten, Anarchisten, Nihilisten, allen jenen Eigenbrötlern und Sektenheiligen, die von ihrem Elite- und Auserwähltheitsbewußtsein nicht lassen können, allen bürgerlichen Europäern, die aus dem trotzigen Protest gegen unabwendbare Notwendigkeiten ihr Selbstgefühl nähren, wohl eingeht; unter ihnen wird sie unvermeidlich in Mode kommen. Sie glauben, eine Tat zu vollbringen, wenn sie durch ihren Waldgang dem Leviathan ein Schnippchen schlagen; sie wähnen, ihm Eintrag zu tun, indem sie einfach nicht mitmachen. Ihr Waldgang ist Flucht aus der Geschichte; sie haben gegen den Leviathan noch lange keine Schlacht dadurch gewonnen, daß sie ihm den Rücken zeigen.

Es gibt Situationen, die zur Totalität drängen und denen, wie überschwemmenden Wasserfluten, niemand zu entrinnen vermag; sie holen auch den Leichtfüßigsten ein, in welchen Höhlen des Waldes immer er Schutz zu finden sucht. Man muß die Grundsubstanz des Seins im Machtbereich des Leviathans verteidigen; man kann es nur, wenn man ihm in unmittelbarer Berührung auf seine Schliche – auf seine Gesetzmäßigkeiten also – kommt. Man kann episodenhafte politisch-gesellschaftliche Exzesse – wie der Hitlerismus es war – zeitweilig ignorieren; wo neue globale Ordnungen unaufhaltsam im Anzuge sind, kann man es nicht. Wer es trotzdem tut, schlägt sich zum „verlorenen Haufen“ und wird zum „gewesenen Menschen“.

Nicht unbemerkt bleibt, daß der schillernde und unpräzise Charakter des „Waldgängers“ Ernst Jünger die Möglichkeit gibt, zahlreiche Beobachtungen und Reflexionen die das Wesen der kollektiven Macht und die Reaktion des Menschen auf sie erhellen, auszustreuen; sie sind wie seltene Blumen, die der Waldgänger auf seinen ungebahnten Urwaldgängen plötzlich und überraschend entdeckt.

Autoren dieses Heftes

Alain de Benoist, 1943, Studium des Verfassungsrechts, der Philosophie, Soziologie, Geschichte und Religionswissenschaft an der Sorbonne, seit den 60er Jahren führende Rolle in der französischen Neuen Rechten.
Letzte Buchveröffentlichung:
Carl Schmitt und der Krieg, Berlin 2007

Siegfried Gerlich, 1967, Studium der Musikwissenschaft und Philosophie in Hamburg, freischaffender Pianist und Arrangeur. Letzte Buchveröffentlichung:
Einblick in ein Gesamtwerk. Siegfried Gerlich im Gespräch mit Ernst Nolte, Schnellroda 2005

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, war 1997/98 Kulturredakteur der Wochenzeitung *Junge Freiheit* und arbeitet seither als freier Autor in Berlin. 2004 erhielt er den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Verheiratet, sechs Kinder. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).Letzte Buchveröffentlichung:
Provokation, Schnellroda 2007

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie. Verheiratet, drei Kinder.
Letzte Buchveröffentlichung:
Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmstudent und freier Journalist.

Dr. Baal Müller, 1969, studierte Germanistik und Philosophie in Heidelberg und Tübingen. Er lebt als freier Schriftsteller und Inhaber des Telesma-Verlags in der Nähe von Potsdam. Verheiratet, zwei Kinder.
Letzte Buchveröffentlichung:
Kosmik – Prozeßontologie und temporale Poetik bei Ludwig Klages und Alfred Schuler, München 2007

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, Professor für Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes, Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsaß. Verheiratet, zwei Kinder.
Letzte Buchveröffentlichung:
Zehn Jahre Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß, St. Ingbert 2006

Josef Schüßlburner, 1954, Jurist, Regierungsdirektor in einem Bundesministerium.
Letzte Buchveröffentlichung:
Roter, brauner und grüner Sozialismus. Bewältigung ideologischer Übergänge von SPD bis NSDAP und darüber hinaus, Grevenbroich 2008

Christian Vollradt, 1973, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie. Verheiratet, ein Kind.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker. Verheiratet, ein Kind.
Letzte Buchveröffentlichung:
Deutsche Zeichen. Symbole des Reiches – Symbole der Nation, Schnellroda 2007

Der feldgraue Psychagoge. Jünger-Rezeption in der Subkultur

von Martin Lichtmesz

Der Ausdruck „cultural icon" bezeichnet im englischen Sprachraum ein Objekt oder eine Person, die repräsentativ für eine bestimmte populäre Kultur oder Subkultur ist. Das ist in der Regel Film- oder Popstars vorbehalten. Zuweilen erlangt auch ein Schriftsteller diesen „ikonischen" Status. Dabei ist weniger wichtig, wie sehr er tatsächlich gelesen wird; entscheidend ist, wie stark ein bestimmtes Gefühls- und Wertesystem durch ihn vermittelt wird. Das liegt in der Natur der Sache. Millionen Menschen tragen Che Guevara-T-Shirts als Symbol ihrer „rebellischen" Attitüde, ohne eine Ahnung zu haben, wer Che Guevara war oder für was er gekämpft hat. „Ikonen" sind Parolen und Chiffren, mit denen sich Gleichgesinnte emotionale und geistige Signale senden, magische Namen und Bilder, die Milieus markieren und beleben. Sie repräsentieren eine ganze Welt selbst für die, die nicht zu den Büchern greifen.

Unter den Belletristen, die zu Ikonen wurden, gibt es einige wenige, deren Einflußkraft weit in andere Zonen der populären Kultur hineinstrahlt. Das wahrscheinlich beste Beispiel ist William S. Burroughs, der von Patti Smith und Laurie Anderson bis zu Nirvana und Ministry zum Idol und Paten zahlloser Projekte der US-Independent-Musikszene wurde. Die Kultur der populären Musik ist meistens eine Kultur der Jugend, und ein Schriftsteller, der hier ikonischen Status erlangen will, muß gewisse Kriterien erfüllen, um zur Projektionsfläche jugendlicher Sehnsüchte tauglich zu sein. Nationalzeigefinger Onkel Grass eignet sich dafür schlecht (daran wird auch das müde Waffen-SS-„Outing" nichts ändern), Hermann Hesse schon eher.

Und Ernst Jünger? Der Begriff „Stahlgewitter" ist Allgemeingut geworden und wird auch von Bands wie Rammstein benutzt, während Harald Schmidt es sich leisten kann, die Burgunderszene aus den *Strahlungen* mit

Playmobilfiguren nachzuspielen und dabei auf das Verständnis der Zuschauer zu hoffen. Das ist natürlich nicht viel.

Abseits der großen Heerstraße sieht es schon besser aus. 1998 beschrieben Manuel Ochsenreiter und Jürgen Hatzenbichler, beide in ihren Zwanzigern, in der *Jungen Freiheit* den eben im methusalemischen Alter verstorbenen Dichter als den „ersten deutschen Raver“, als exemplarische antibürgerliche Figur und Antithese „zum heutigen konservativen Breitcord- und Jankerträger“. Darin folgten sie einer damals gängigen Interpretation der Technokultur als Revolte „gegen eine durchrationalisierte Welt ohne Zauber und Emotionen“. Die stunden-, ja tagelangen Raves wurden zu psychischen und physischen Grenzerfahrungen, zu modernen „Stahlgewittern“, die grenzüberschreitende Erfahrung des Ravers zum Pendant des „Kampfes als inneres Erlebnis“. Obwohl der Bezug zum „technophilen“ Jünger des *Arbeiters* naheliegt, blieb diese Deutung jedoch eher eine Fußnote der Technokultur, deren formale Leere Platz für beliebige Botschaften läßt.

AHNSTERN
III
AORTA c/o PETAK, POSTFACH 778, A-1011 WIEN, ÖSTERREICH
KADMON
FEUERTAUFE

Zeitschrift der konservativen Avantgarde; Umschlag von Ahnstern.

Manuel Ochsenreiter, Jürgen Hatzenbichler: *Der erste deutsche Raver*, in: *Junge Freiheit* 10/1998.

Anders verhält es sich mit jener Subkultur, auf die Jünger tatsächlich einen großen Einfluß hatte: Die sogenannte „Neofolk“-Szene, die europaweit Anhänger hat, konstituiert sich nicht allein durch ihre Musik, sondern durch einen gewissen Mehrwert an literarischen, okkultistischen, cineastischen und philosophischen Referenzen, die ein kodiertes, aber offenes System bilden, das von außen schwer zu durchschauen ist. Die Verwirrung beginnt schon damit, daß ein großer Teil der Musik wenig bis gar nichts mit „Folk“ zu tun hat; im Szenekontext ist vom Lagerfeuergeklampfe über klassische Instrumente bis zur Lärmorgie alles möglich. Die Vorliebe für martialische Ästhetik und die enthusiastische Rezeption „rechter“ Leitfiguren wie Leni Riefenstahl oder Julius Evola, bei gleichzeitiger Abhorreszenz explizit politischer Aktivität hat die Neofolkszene zu einem Lieblingsfeindbild „antifaschistischer“ Aufklärer gemacht. In einem Interview mit *eigentümlich frei* versuchte Dominik Tischleder, der zeitweilige Herausgeber des Szenemagazins *Zinnober* (jetzt: *Zwielicht*), den Neofolk als „Musik zwischen Stirner, Jünger und Rand“ zu definieren. Nota bene sind hier also eher literarisch-ideelle als musikalische Quellen ins Feld geführt. Die Erwähnung von Max Stirner und Ayn Rand ist allerdings wohl mehr ein aus dem Erklärungsnotstand erwachsenes Zugeständnis an die „libertäre“ Leserschaft von *eigentümlich frei*. Jünger dagegen hat seit Mitte der neunziger Jahre einen bedeutenden Status innerhalb der Szene erlangt.

Dominik Tischleder (Interview): *Musik zwischen Jünger, Stirner und Rand*, in: *eigentümlich frei* 41/2004. (siehe auch: www.ef-magazin.de/Inhalt_41_Musikrevolution/tischleder.pdf)

Zuvor spielte Jünger bereits in den siebziger Jahren eine gewisse Rolle im Umfeld einer Subkultur, die in mancher Hinsicht ein Vorläufer des Neofolk ist. Die rechtsgerichtete, aber relativ undogmatische „Musica Alternativa“ (auch „Identitätsrock“) entwickelte sich Ende der sechziger Jahre vor allem in Italien und Frankreich als Antwort auf die zahlreichen linken Liedermacher und Agitpropgruppen. Die Musik weist Folk-, Progressive Rock-, und Pop-Elemente auf, in Italien war sie natürlich stets auch stark von Schwarzhemdenromantik geprägt. 1978 nahm die Pionier-Band Nuovo Canto Popolare einen Song mit dem Titel „Sulle scogliere di marmo“ („Auf den Marmorklippen“) auf, wahrscheinlich das früheste Beispiel für eine Adaption Jüngers in der populären Musik. Das Lied wurde zu einem kleinen Klassiker und später von Antica Tradizione, einer weiteren zentralen Band des Genres gecovert. Seither ist der Jünger-Bezug ein zwar nicht häufiger, aber beständiger Fixpunkt der Musica Alternativa, speziell die Wendung „Sulle scogliere di marmo“ ist zur Chiffre geworden.

Im Gegensatz zur Musica Alternativa ist der Neofolk nicht explizit politisch geprägt. Der Zugang zu Jünger erfolgte analog der Techno-„Vereinnahmung“ nicht durch den „politischen“, sondern durch den „ekstatischen“ Aspekt seines Werks. Verantwortlich dafür ist in erster Linie der

oberösterreichische Musiker Gerhard Petak, der früher unter dem Künstlernamen „Kadmon“ (heute: „Gerhard Hallstatt“) publizierte. Petak ist der Kopf des Projektes *Allerseelen,* dessen Stil von Album zu Album wechselt und den man als eine eigenwillige, zum Teil anmutig verschrobene Mischung aus folkloristischen, experimentellen und elektronischen Elementen bezeichnen kann. 1995 erschien ein Text aus seiner Feder, der programmatisch wurde für die Jünger-Rezeption der Neofolk/Post-Industrial-Szene. Jünger betrat deren Pantheon also relativ spät, als andere „faschistisch“ angehauchte *poetes maudits* wie Yukio Mishima, Jean Genet oder Aleister Crowley durch Gruppen wie Death in June und Current 93 längst etabliert waren. „Feuertaufe“ war ein Heft im Rahmen einer von Petak quasi eigenhändig am Fotokopierer produzierten Heftchen-Serie namens *„Aorta“* (später: *„Ahnstern“*), die sich mit dillettantisch-unseriöser Inbrunst auf obskure Thematiken mit meistens okkultistischem Hintergrund stürzte. Es gab Hefte über die „Münchener Kosmiker“ Klages und Schuler, den US-Filmemacher Kenneth Anger, den Maler Fidus, über ein Anubis-Ritual von Joseph Beuys, den „Wiener Aktionisten“ Schwarzkogler, die NS-Esoteriker Rahn und Wiligut, die „Trommeln von Calanda“ und Riefenstahls „Das blaue Licht“. Schwarmgeistige, hymnische Exzesse, die sich mit einer provozierend „kritiklosen“ Unbekümmertheit und dem Willen, sich in den Bann schlagen zu lassen, ihren Themen hingaben. Wenn es einen „roten Faden“ gab, dann die leidenschaftliche Gier nach dem „Zauber“, der nach Stefan George „das Leben wach“ hält. „Ein eigentümlicher, zauberischer, unwiderstehlicher Reiz ging von diesen Kriegsaufzeichnungen aus“, schrieb „Kadmon“ über Jüngers Frühwerk. „*In Stahlgewittern*, *Feuer und Blut*, *Sturm* und *Das Wäldchen 125* waren Niederschriften des Unbeschreiblichen. (...) Wo allen anderen die Worte fehlten, wo es ihnen längst die Sprache verschlagen hatte, fand er die Worte, um das rauchende, finsterlohe Niemandsland des Krieges (...) für immer festzuhalten, zu verewigen.“ In der Folge stand das Rauschhafte, „Horrortrippige“, (Alp-)Traumhafte, die „traumatische Schönheit“ von Jüngers Welt im Mittelpunkt, der Dichter selbst erschien als Psychagoge in Feldgrau: „... der Krieg als apokalyptische, psychedelische Nachtfahrt.(...) Der Kriegsschauplatz erschien als eine Anderswelt, eine Unterwelt, ein Niemandsland, eine Grauzone, in der die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit, Jenseits und Diesseits fließend war.“ Bezeichnenderweise fanden sich in der Bibliographie des Heftchens mehrere Titel von und über Gustav Meyrink.

Musik weckt Emotionen. „Die Basis jeder Selbststimulation ist der Sound“ (QRT). Nicht anders zielten die Traktate Kadmons darauf ab, den Leser mit der Begeisterung und Faszination des Autors anzustecken, das „abenteuerliche Herz“ anzufachen. Die billig produzierten Heftchen hatten weder eine hohe Auflage noch eine weite Verbreitung, dennoch war ihr untergründiger, befreiender Einfluß auf die sich entwickelnde Neofolk-Szene enorm. Sie gaben Wegweiser in ein Gebüsch voller ungehobener, vom Mainstream unterschlagener Schätze. In einem Interview mit Michael Moynihan, dem Kopf von Blood Axis, stellte Petak die Frage: „Glaubst Du, daß es eine Verbindung gibt zwischen rechten Vorstellungen und der rechten, intuitiven, mythischen Gehirnhälfte und linken Vorstellungen und der linken Gehirnhälfte, die für rationale, analytische Vorgänge verantwortlich ist?“ Antwort: „Die Linke interessiert sich nur für die politische Ebene – in meinen Augen die niedrigste Ebene von allen. (...) Sie hat eine rein materialistische Anschauung, das Emotionelle wird vollkommen geleugnet.(...) Anstatt Zusammenhänge zu sehen, halten sie Spiritualität und Mytholgie für völlig unwichtig.“ Diese Sätze sind symptomatisch für die Herangehensweise der *enfant terribles* des Neofolk, und enthalten im Kern alles, was zu den Attacken der „Antifaschisten“ (mit oder ohne Doktortitel), die folgen sollten, zu sagen ist. Noch Jahre später betonte Petak in einem Interview: „Jünger mit all seinen Facetten, seinem Wissen und seiner Weisheit über Kunst, Drogen, Literatur, Natur und viele andere Themen, kann man nicht einfach ‚faschistisch‘ oder ‚rechts‘ nennen. Wer das tut, zeigt deutlich, daß er keine Ahnung von diesem bedeutenden deutschen Schriftsteller hat.“ Jünger tauchte seither mehrfach als Referenz bei Allerseelen auf, 1997 erschien das Stück „In Stahlgewittern“, 1998 das „Käferlied“, 2002 das Album „Das abenteuerliche Herz“, das weniger als „Vertonung“ denn als Hommage zu verste-

Andreas Speit u.a. (Hrsg.): *Ästhetische Mobilmachung: Rechtsextreme Tendenzen in der Dark Wave- und Neofolkszene,* Münster 2002.

hen ist. Im Szene-Organ *„Zinnober“* (V/2003) interviewte Petak schließlich den Jünger-Forscher und -Aficionado Tobias Wimbauer. Inzwischen hatte sich der Jünger-Einfluß auch anderweitig bemerkbar gemacht.

Gerhard Petak: *Interview mit Tobias Wimbauer*, in *Zinnober V/2003*.

Im selben Heft wurde eine Aufführung der Oper *Auf den Marmorklippen* von Giorgio Battistelli in Mannheim besprochen (die auch auf CD erschienen ist). Der Roman wurde im Szenekontext bisher zweimal atmosphärisch vertont, von His Divine Grace („Die Schlangenkönigin“, 2003, als Grundlage wurde zum Teil das Hörbuch mit Christian Brückner benutzt) und Sagittarius („Die große Marina“, ebenfalls 2003, frei zum Herunterladen auf www.sagittarius.de). Auszüge aus der englischen Übersetzung von Stuart Hood fanden sich auf dem Titel „The Storm Before the Calm“ (1994) von Blood Axis, der den Text mit der Stimme von Corneliu Codreanu und einem Klaviermotiv von Nietzsche vermischte. Von Richard Leviathan (Strength Through Joy, Ostara), dem wohl intellektuellsten und zugleich popkompatibelsten Vertreter des Genres (er arbeitete auch mit Waltari zusammen), stammt der Text „On The Marble Cliffs“, der bisher in drei verschiedenen Versionen auf Alben von Kapo! (= Death in June), Ostara und Foresta di Ferro zu hören war. 1997 veröffentlichten Turbund Sturmwerk die Single „Der letzte Sieger ist der Tod“. Auf der A-Seite war die treibend-technoide Vertonung eines frühen expressionistischen Gedichts („Traum, hirndurchglüht, wird Vision, Krystall/ Urfrage Sein zu Wahnsinn, Katarakt“) von Jünger zu hören, das der Dichter auf Bitte der Gruppe selbst einsprach. Dem Jüngerschen „Optimismus des Willens“ stellte die B-Seite den „Pessimismus des Geistes“ in Form von Heiner Müller gegenüber. 2001 erschien der Sampler „Der Waldgänger“, auf dem sich etwa zwei Drittel der Lieder direkt auf Jünger bezogen. Unter den rund zwei Dutzend internationalen Gruppen fanden sich „Von Thronstahl“, „Leger des Heils“, „Linija Mass“, „Werkraum“ und die britischen „Lady Morphia“, deren Titel „Retreat into the Forest“ (mit einem Jünger-Sprach-Sample) auch auf ihrem Album „Recitals to Renewal“ (2000) erschien, das dem Andenken Jüngers gewidmet war.

Diese intensive Rezeption spiegelt sich auch in der Präsenz Jüngers in dem 2006 erschienenen Standardwerk zu dem Thema *Looking for Europe. Neofolk und Hintergründe*. Darin findet sich etwa im Anhang ein 30seitiger Essay mit dem Titel „Abenteuerliche Herzen – Das Individuum bei Nietzsche, Evola und Jünger“, der sich etwa zur Hälfte mit Jünger auseinandersetzt. Der – zugegeben eher miserable – Text von Patrick Achermann hebt die Wichtigkeit des Individualismus für die Neofolk-Musiker und ihre Fans hervor, und unterstreicht zu Recht, daß die Figuren des „Anarchen“ und des „Waldgängers“, die eine subversive Widerstandstätigkeit implizieren, zentrale Modelle für deren Selbstverständnis sind. Die „individualismusbetonte“ Deutung geht einher mit der Entpolitisierung des Zugangs: „Jünger zu lesen ist also zunächst ein Eintauchen in eine Flut aus Farben, Formen und Gestalten.“ Dergleichen hat den Neofolk-Hardliner Josef Klumb („Von Thronstahl“) zu einem Spottlied bewegt: „Sie wollen nicht Anstoß erregen, man macht es sich bequem (...). Sie beugen sich jeder Kontrolle und üben Selbstzensur. Sie haben nichts zu vertreten, sie musizieren ja nur.(...) Eine Prise Ernst Jünger, ein wenig konservativ, / bequeme Bleichgesichter, die ich im Leben nie rief.“)

Andreas Diesel, Dieter Gerten: *Looking for Europe. Neofolk und Hintergründe*, 2. Auflage, Zeltingen-Rachtig 2007.

Ist nun Jünger, zumindest für eine Minderheit, zur „cultural icon“ geworden? Für die Neofolk-Szene ist er die ideale Ikone, ein Dichter in Uniform, der sich auch völlig unpolitisch aufnehmen läßt, von einer schneidigen, „verbotenen“ Aura umgeben – aber eben kein Nazi –, mit Zugangstoren zur Schwarzen Romantik, zum Surrealen, Magischen und Mythischen. Er ist tatsächlich eine „Verständigungs-Ikone“, ein Idol geworden, das ein ganzes Lebensgefühl kodiert. Die Szene erstreckt sich von Rußland bis Portugal, von Skandinavien bis Israel und die USA, ist mithin eine äußerst vitale Subkultur, die weite Felder im „metapolitischen“ Raum besetzt hat. Es gibt in der Tat wenige Dichter, die eine solche Reverenz einer Jugend- und Musikkultur erwiesen bekommen haben wie Jünger, und der Einfluß seines Werkes ist ständig am Wachsen. Ochsenreiter und Hatzenbichler mögen recht gehabt haben, als sie in ihrem Nachruf schrieben: „Jünger ist ein Autor für die Menschen, die tatsächlich im Hier und Jetzt leben“, wobei zu ergänzen wäre: die sich aber gleichzeitig der mythenlosen „Totalherrschaft der Gegenwart“ (Botho Strauß) nicht unterordnen wollen.

Ernst Jüngers „Gläserne Bienen“

von Günter Scholdt*

Nach Jahrzehnten sind mir jüngst wieder Ernst Jüngers *Gläserne Bienen* in die Hände gefallen und haben mich fasziniert. Dreierlei fand ich an dieser Erzählung besonders beeindruckend: Die Gestaltung des „Helden“, eines unzeitgemäßen Konservativen und Anhängers einer weitgehend „verlorenen Generation“; gedankentiefe und aphoristisch zugespitzte Betrachtungen zum epochalen Zustand, die gleichwohl eine geschickt komponierte fesselnde Story erlaubten; und schließlich Jüngers Hellsicht in künftige technologische und daraus folgende gesellschaftliche Entwicklungen, die uns 50 Jahre nach Erscheinen der Erstausgabe von 1957 beinahe prophetisch anmuten.

Meines Erachtens ist die Erstausgabe von 1957 im Klett Verlag den späteren um einen Epilog ergänzten Fassungen der beiden Werkausgaben vorzuziehen.

Jüngers Intuition zeigt sich besonders darin, daß er offenbar die Bedeutung der Mikroelektronik und die dominante Stellung der Unterhaltungsindustrie vorausgesehen hat, durch die vor allem die Jugend bezaubert und die *Play*-Generation vorbereitet wurde. Daß der auf solche Technik spezialisierte Konzernchef Zapparoni ausgerechnet in einem verfallenen Zisterzienserkloster residiert, hat seine tiefere Bedeutung. Auch die heutigen Filmproduzenten der Tolkien-, Rowling-, Lucas- oder Herbert-Welten ersetzen in einem säkularisierten Zeitalter für viele die traditionellen Vertreter der Religion.

In Jüngers Erzählung fertigt man bereits Nano-Roboter, wie sie erst gegenwärtig konstruiert werden und in ihre Laborphase gelangen. Ähnliches gilt für Fortschritte im Bereich des aktuellen Animationsfilms. Zielvorstellungen wie der Cyberspace oder intelligente Maschinen, die selbständig eine neue Robotergeneration kreieren, werden bereits konzipiert. Und die professionellen Deformationen spielsüchtiger Kommunikationskünstler wirken ebenso heutig wie manche Verfolgungsängste psychisch gestörter Hochbegabter, die den filmischen Angstträumen von „Matrix“ entsprechen.

Ein Mann wie Zapparoni mochte sagen, was er wollte, es war wohltönend. Es war in Ordnung nicht nur, weil er die Presse besolden konnte, die ihm im Leitartikel, im Feuilleton und in der Reklame huldigte, sondern noch mehr in Ordnung, weil er den Zeitgeist verkörperte. Die Huldigungen hatten daher das Angenehme, daß sie nicht nur bezahlt, sondern zugleich tief empfunden waren – daß sie weder der Intelligenz noch der Moral der Publizisten mehr zumuteten als freudige Zustimmung.

Erhellt werden auch die Zusammenhänge zwischen immer aufwendigerer Forschung und der Notwendigkeit von Geheimhaltung wie Überwachung, was wiederum individuelle Freiheiten generell einschränkt. Alarmiert zeigte sich Jünger offenbar damals schon vom sich anbahnenden Triumph eines ausschließlich ökonomischen Rationalismus, der etwa Apparaturen wie die Gläsernen Bienen schafft: Sie saugen ihre Blüten noch gründlicher aus, machen sie dadurch über kurz oder lang aber auch unfruchtbar.

Erfaßt wird die Tendenz, ausschließlich normierte, rechnerisch erklügelte „geschlechtslose Arbeitswesen" zu produzieren. Und wer sich etwa die heutige an technisierter Skrupellosigkeit kaum noch überbietbare Tierhaltung ansieht, weiß, wie umfassend wir bereits solchen rationalistischen Epochen-„Idealen" gefolgt sind. Das gilt teilweise auch in Sachen „Lebensmittelchemie", gemäß Jüngers Sarkasmus, man müsse „schon ungewöhnlich reich sein, wenn man heute Vergiftungen vermeiden will". Zudem lassen sich – worauf Jünger hinweist – all diese scheinbar harmlosen Erleichterungen des alltäglichen Komforts recht schnell auch militärisch nutzen. Aber seine Pointe ist noch subtiler. Schildert er doch eine ganz andere, aber nicht weniger wirksame Variante der totalen Mobilmachung: diejenige, die über Kinderherzen führt.

Angesichts solcher diagnostischer Qualitäten erscheint es paradox, daß ausgerechnet dieser Text in der Jünger-Rezeption weitgehend marginalisiert wurde. Dies hängt wohl in erster Linie mit einer auch sonst zu beobachtenden verzerrten Wahrnehmung seiner Autorschaft zusammen. Wird Jünger doch von der Mehrheit der Germanisten offenbar immer noch vornehmlich auf die *Stahlgewitter* oder seine Auseinandersetzung und Stellung im Dritten Reich reduziert. Man ignoriert dabei fast unisono, daß er bei Kriegsende 1945 noch mehr als die Hälfte seines biologischen und mehr als zwei Drittel seines schriftstellerischen Lebens vor sich hatte.

Damit zum Inhalt: Für seinen mächtig ins gesellschaftliche Leben ausgreifenden Technologiekonzern braucht der geheimnisvolle Monopolist Giacomo Zapparoni einen „Mann fürs Grobe". Gesucht wird ein von Legalitätszweifeln unbehelligter Sicherheitschef, der abwanderungswillige Erfinder daran hindert, das Know-how der Firma der Konkurrenz preiszugeben. Die Wahl fällt auf den stellungslosen, durch Welt(bürger)kriege desorientierten Rittmeister Richard, dessen persönliche soziale Misere wenig berufliche Alternativen bietet. Wie er von Zapparoni geprüft, zunächst verworfen und letztlich in anderer Funktion dann doch akzeptiert wird, bildet den Handlungs- und Reflektionskern dieser Erzählung. Höhepunkt seines geistigen Duells mit Zapparoni ist eine Entdeckung, die Richard Grauen einflößt und ihm den Eindruck vermittelt, Zeuge einer schamlosen inhumanen „Herausforderung" zu sein. Auf welche Weise er sie annimmt, wie also Jünger diesen Handlungsfaden spinnt, zeigt den gewaltigen Niveauunterschied zwischen einem traditionellen Wortkunstwerk und den zahlreichen Produkten einer aktuell so hoch gehandelten Horrorliteratur.

Die Figur des Rittmeisters, der sich in einer geschichtlichen Situation wie die römische Welt vor Actium wähnt, ist mit großem psychologischem Einfühlungsvermögen gezeichnet. Das Profil dieses vermeintlich vom „Hundsstern" betroffenen Mannes erwächst aus dem Gegensatz zu seinen erfolgreicheren ehemaligen Kameraden aus der Kriegsschule. Marschall Fillmor verkörpert dabei den jederzeit entschlossenen pragmatischen Typus disponierender Intelligenz, Twinnings denjenigen des von allen Systemen herangezogenen Brauchbaren. Von besonderer Art ist schließlich der Leiter der Kriegsschule, Monteron, Vertreter einer traditionellen soldatischen Redlichkeit, in alten Werten und Denkweisen befangen, gutgläubig und etwas beschränkt, was ihm jedoch auch als ethisches Plus zugerechnet wird.

Richard hingegen ist trotz fragloser Qualitäten (nicht zuletzt als technischer Spezialist) ein seiner selbst unsicherer Charakter. Seine Wertvorstellungen entstammen einer früheren, geordneten Welt, die persönlich beglaubigt werden muß. Deren Zerfall hat er ebensowenig verwunden wie die militärische Niederlage, die er als Fortsetzung früherer Demütigungen und schmerzlicher Lernprozesse begreift. Ihn kennzeichnen Orientierungslosigkeit, ein gleichgültig-fatalistisches Treiben und gelegentliches

Was da ununterbrochen ersonnen, gebaut und in Serie gefertigt wurde, erleichterte das Leben sehr. Zum guten Ton gehörte zu verschweigen, daß es zugleich gefährdete. Es ließ sich jedoch schwer ableugnen. In Krisenzeiten wurde sichtbar, daß alle diese Liliputroboter und Luxusautomaten nicht nur zur Verschönerung, sondern auch zur Abkürzung des Lebens beitragen konnten, ohne daß sich an ihrer Konstruktion viel änderte. Dann zeigten sie ihre Nachtseite.

Alle Systeme, die genau erklären, warum die Welt so ist und gar nicht anders sein kann, hatten in mir von jeher die Art Unbehagen hervorgerufen, mit dem man in einer grell beleuchteten Gefängniszelle das Reglement studiert. Auch wenn man dort geboren wäre und weder Sterne noch Meere und Wälder je gesehen hätte, sollte man eine Ahnung haben von zeitloser Freiheit im unbegrenzten Raum.

Daß es bei Zapparoni an Überraschungen nicht fehlen würde, geht wohl aus dem Bericht hervor. Er war ein rätselhafter Mensch, ein Meister der Masken, der aus dem Urwald kam. Als er sich mir im Garten näherte, hatte mich sogar Ehrfurcht vor ihm ergriffen, als ob Liktoren vor ihm herschritten. Hinter ihm löschten die Spuren aus. Ich fühlte die Tiefe, auf der er gründete. Fast alle werden heute durch die Mittel beherrscht. Für ihn war das ein Spiel. Er hatte die Kinder eingefangen, sie träumten von ihm. Hinter dem Feuerwerk der Propaganda, dem Rühmen bezahlter Schreiber stand etwas anderes. Auch als Scharlatan war er groß. Jeder kennt diese Südländer, über deren Wiege ein guter Jupiter stand. Oft ändern sie die Welt.
Gleichviel, ich habe ihm Lehrgeld gezahlt. Als er mich prüfte und dann an meinen Platz stellte, fühlte ich Liebe aufkeimen. Es ist schön, wenn einer kommt und zu uns sagt: „Wir wollen die Partie spielen – ich werde sie ausrichten", und wenn wir es ihm zutrauen. Das nimmt uns viel ab. Es ist schön, wenn einer, und wäre es auch ein Böser, noch in die Rolle des Vaters eintreten kann.



Titelabbildung der Taschenbuchausgabe von 1960

Absinken in soziale Niederungen ebenso wie Gewissensskrupel und „Defaitismus“, worunter sich allerdings nicht zuletzt Reste einer unveräußerlichen Moralität verbergen.

Desungeachtet müht er sich ständig, mehr oder weniger vergeblich, alte Normen als karriereschädliche Hemmnisse zu überwinden und im Sinne der neuen Zeit auch moralisch vom „Pferd“ in den „Panzer“ umzusteigen. Zeitweilige Rettung erfährt er durch die Liebe seiner Frau, die ihn zu seinem Vorteil überschätzt und dadurch seelisch stützt. Seine Wünsche zielen daher am Schluß nur mehr auf ein kleines, einfaches Glück persönlicher menschlicher Solidarität: auf ein Lächeln, „das stärker war als alle Automaten“ und zugleich „strahlende Wirklichkeit“ verhieß.

In diese subtile Personenzeichnung flicht der Autor bedeutsame Beobachtungen ein zum Verhalten von Individuum und Masse sowie zur Anziehungskraft von Führer- und Vaterfiguren. Er exemplifiziert sie in Jugendepisoden, die ihn zur jähen Erkenntnis führen, daß Moral letztlich nicht im Verbund der Masse zu haben, sondern vom Einzelnen selbst zu verantworten ist. Hier deutet sich das an, was bei aller (teils provokativen) Infragestellung eines offenbar grundlegend zerstörten Wertekanons einem zweifelnden Erzähler als einzige moralische Lehre bleibt: daß der Einzelne nur noch sein Menschentum wahrt, wenn er zuweilen auch einmal bereit ist, aus dem Mechanismus des Bloß-noch-Funktionierens auszusteigen. Die symbolische Szene, in der Richard in reflexhaftem Ekel einen Mikro-Roboter zerschlägt, bestätigt ihn jenseits politischer Tageskonstellationen als ewigen Außenseiter und unangepaßten Charakter. Gleichzeitig relativiert der Autor aber auch diese vorbildliche Haltung, indem er Richard, den Nicht-Brauchbaren und Schwer-Kompatiblen, dann auf andere Weise (in vermittelnder Position) dienstbar werden läßt. In einer aus den Fugen geratenen Welt entkommt man den ethischen Konfliktlagen eben allenfalls scheinbar oder temporär.

Damals begann ich mich mit Geschichte zu beschäftigen. Ich war neugierig, ob Ähnliches schon einmal geschehen sei. Unter den Charakteren ergriff mich der jüngere Cato, dem nicht die siegreiche, sondern die besiegte Sache gefiel. Auch mir erschienen im großen Weltgemälde die Schatten eindringlicher und tiefer, und Trauer die eigentliche Weihe der Betrachtung – Hektor und Hannibal, Indianer und Buren, Montezuma und Maximilian von Mexiko. Gewiß lag hier auch einer der Gründe meines Scheiterns; das Unglück ist ansteckend.

Verglichen mit anderen Jüngerschen Epochenmodellen wie *Auf den Marmorklippen* oder *Heliopolis* kennzeichnet diesen Text eine größere erzählerische Leichtigkeit. Selbst Relikte nostalgischer Melancholie werden meist in sachlicher Beiläufigkeit präsentiert. Das war in den zuvor genannten Romanen gewiß nicht so, in denen sich der hohe Ton durch die weitgehende Identifikation mit dem jeweiligen Protagonisten ergab. Die *Gläsernen Bienen* hingegen vermitteln phasenweise sogar eine (fast ironische) Distanz des Autors zum Ich-Erzähler. Zweifellos weiterhin enthaltene autobiographische Tendenzen hat er spielerisch oder gar augenzwinkernd verschleiert. So werden dem mittellosen „Helden“ beispielsweise ausdrücklich Söhne versagt, Abneigung gegen Schlangen unterschoben oder zoologische Kenntnisse abgesprochen, was für Jünger nun wirklich nicht zutraf.

Andererseits enthält der Text eine persönliche Bilanz der ideellen Umbrüche der letzten Jahrzehnte sowie – verschlüsselt, doch im Kern sehr aufrichtig – wichtige biographische Details, die teilweise auf ein Spätwerk wie *Die Zwille* vorausweisen. Zur Bilanz seines bisherigen Lebens gehört nicht zuletzt das Eingeständnis einer starken intellektuellen Neugier, die ihn im Gegensatz zum Typus Monteron immer mal wieder auch in Anrüchiges verstrickt hat. Bereits in *Blätter und Steine* hatte er formuliert: „Für den Autor gibt es keinen schlechten Verkehr.“ Nun, bei solchen literarischen Ergebnissen eines imponierenden Œuvres spricht einiges für diesen Aphorismus. Zumindest hält der moralische Beckmesser dagegen schlechte Karten.

Ernst Jünger und die *Nouvelle Droite*

von Alain de Benoist

Die *Nouvelle Droite* (die französische Neue Rechte) brauchte Ernst Jünger nicht erst zu entdecken. Als die Bewegung Ende der sechziger Jahre aufkommt, ist der Autor der *Marmorklippen* der französischen Öffentlichkeit bereits wohlbekannt. Mehr noch, er kann zu dieser Zeit auf der anderen Rheinseite zweifellos als der berühmteste und meistgelesene deutsche Autor gelten. Für diesen Bekanntheitsgrad, der Deutsche unweigerlich in Erstaunen versetzt, gibt es vielfältige Erklärungen. Eine Rolle spielt sicher, daß Jünger vergleichsweise früh übersetzt wurde: Seine Hauptwerke über den Ersten Weltkrieg erschienen schon Anfang der dreißiger Jahre und verschafften ihm rasch Ansehen. Vor allem aber spielte Frankreich für Jüngers Laufbahn, sowohl für seinen Lebensweg wie für seine geistige und literarische Entwicklung, eine ungemein wichtige Rolle. Nach seinem Jugendabenteuer in der Fremdenlegion, nach der furchtbaren Erfahrung der Schützengräben maß er dem Land immer eine besondere Bedeutung zu. Er pflegte zahlreiche Beziehungen zu französischen Schriftstellern und Intellektuellen, las Maurice Barrès und Léon Bloy, übersetzte Werke wie Rivarols *Maximen* oder Texte von Guy de Maupassant und Paul Léautaud. Schließlich hatte Jünger das Glück, in Frankreich stets hervorragende Übersetzer zu finden: Männer wie Henri Thomas und Henri Plard, Julien Hervier und François Poncet, denen es gelang, seinen Stil und seine Gedankengänge in sämtlichen Nuancen nachzuvollziehen.

Orages d'acier. Souvenirs du front de France (= In Stahlgewittern), Paris 1930 ; *Le boqueteau 125. Chronique des combats des tranchées 1918 (= Das Wäldchen 125),* Paris 1932; *La guerre notre mère (= Der Kampf als inneres Erlebnis),* Paris 1934.

„Ich glaube", sagte Jünger 1973, „die Franzosen wissen es zu schätzen, wenn ein Deutscher sich als solcher gibt, statt sich um jeden Preis ein Gesicht verleihen zu wollen, das nicht das seine ist."

„Jünger s'explique", Interview von Jean-Louis de Rambures, in: *Le Monde*, Paris, 22. Februar 1973.

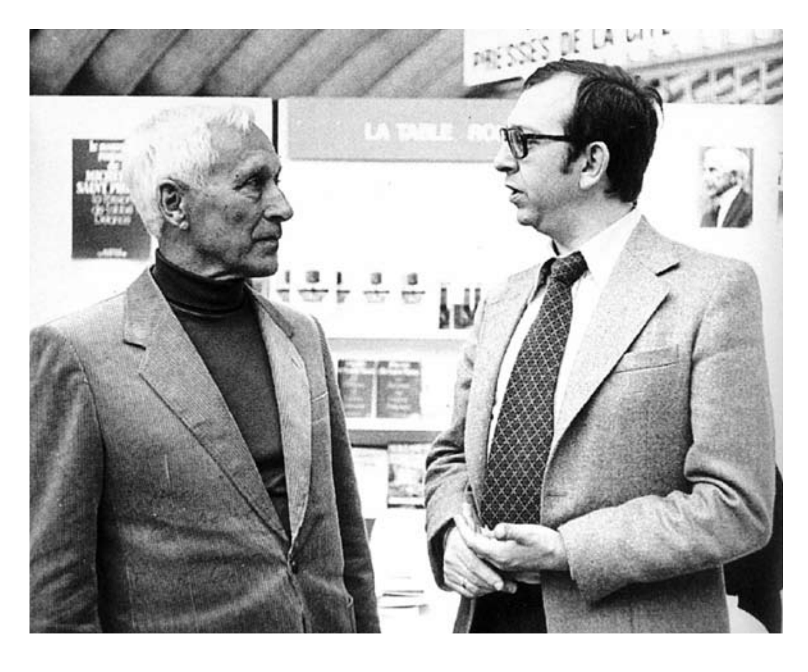
Freilich wurde ihm diese Berühmtheit lange Zeit nur um den Preis eines gewissen Mißverständnisses zuteil. Zumindest bis ungefähr 1975 nahmen die Franzosen Jünger als eine Figur wahr, die ausschließlich der

literarischen Welt angehörte. Zwar wußte man selbstverständlich um den zeitgeschichtlichen Hintergrund, vor dem sein Werk entstanden war, doch wurde Jünger nicht als ein Mann jener Jahre gesehen. Von seinem Aufenthalt in Paris als Angehöriger der Besatzungsmacht waren hauptsächlich die literarischen Kontakte in Erinnerung geblieben, die er vor allem in Florence Goulds Salon knüpfte (Jean Cocteau, Paul Morand, Pierre Drieu La Rochelle, Sacha Guitry, Jean Giraudoux, Henry de Montherlant, Jean Schlumberger, etc.). Hatte Jünger seinerseits Paris nicht als „große Bücherstadt" gepriesen? Der breiten Öffentlichkeit in Frankreich jedenfalls waren die politischen Schriften seiner Jugend völlig unbekannt. Auch Namen wie Franz Schauwecker, Hugo Fischer, Ernst Niekisch, Friedrich Hielscher, ja selbst Carl Schmitt sagten ihr nichts. Kurzum, Jünger kannte man einzig und allein als Schriftsteller. Jünger selber war das offenbar durchaus recht. Indem er sich gegen eine Übersetzung des *Arbeiters*, seines großes Werks von 1932, sperrte, trug er sogar seinen Teil dazu bei, daß es so blieb.

Indes übten gerade die nicht ins französische übersetzten Bücher, die schon deshalb eine Art mythische Aura umgab, eine große Faszination auf die *Nouvelle Droite* aus. In den frühen sechziger Jahren kannte auch ich von Jünger nur die bereits auf Französisch erschienenen Bücher. Natürlich hatte ich seine Prosa aus dem Ersten Weltkrieg gelesen, doch anders als manche meiner Freunde hatte ich diese Lektüre nicht als Erweckungserlebnis empfunden, was zweifellos an meinem mangelnden Interesse an militärischen Dingen lag! Stärker hatten mich *Sur les falaises de marbre* (*Auf den Marmorklippen*) und *Jeux africains* (*Afrikanische Spiele*) beeindruckt, ebenso *Héliopolis* und erst recht *Traité du Rebelle ou le recours aux forêts* (*Der Waldgang*). *L'Etat universel* (*Der Weltstaat*) hingegen fand ich eher abstoßend.

Die Entdeckung des „anderen Jünger" verdanke ich eindeutig meinem Freund Armin Mohler. Dessen Handbuch *Die Konservative Revolution*, das ich mit den spärlichen Bruchstücken deutscher Sprachkenntnis zu entziffern versuchte, über die ich damals verfügte, erlebte ich als Offenbarung. Nirgendwo in dieser weitläufigen Bewegung mit ihren unzähligen Verästelungen gewahrte ich eine geistige Strömung, die dem Nationalsozialismus als Wegbereiter hätte dienen können, wie bisweilen behauptet wurde. Im Gegenteil erschien sie mir als eine alternative Denkströmung, deren Weiterentwicklung und bessere Strukturierung der Welt womöglich die Hitlersche Katastrophe erspart hätte.

In meinen Gesprächen mit Armin Mohler fiel immer wieder der Name Ernst Jüngers, für den er in der Nachkriegszeit bekanntlich als Privatsekretär gearbeitet hatte. Aufgrund dieser Erfahrung hatte er ein recht gespaltenes Verhältnis zu Jünger. Während mir selber die jungkonservative Bewegung politisch und intellektuell am interessantesten schien, machte Mohler kein Hehl aus seiner Präferenz für die nationalrevolutionäre Strömung. Ich hatte stärkere Vorbehalte gegen die Begriffe „Nation" und „Bewegung" als er, doch läßt sich nicht bestreiten, daß mir die Idee der Revolution verführerisch in den Ohren klang. Von Mohler erfuhr ich, daß Jünger an „neonationalistischen" oder bündischen Publikationen wie *Arminius*, *Die Standarte* oder *Die Kommenden* mitgearbeitet, daß er den *Arbeiter* und *Die totale Mobilmachung* geschrieben und daß er dem „Nationalbolschewisten" Ernst Niekisch nahegestanden hatte. Zur selben Zeit entdeckte ich auch die Zeichnungen von A. Paul Weber, die einen ungeheuren Eindruck hinterließen. Heute kennt man das alles, damals war es jedenfalls für mich etwas vollkommen Neues.



Begegnung zwischen de Benoist und Jünger auf der Buchmesse in Nizza, 1977



Deckblatt der Zeitschrift Eléments, *1982, in der Der* Arbeiter *behandelt wird*

Diese Entdeckungen mochte ich nicht für mich behalten. Immer wieder las ich mich in Mohlers *Handbuch* fest und schwor, daß es mir eines Tages gelingen würde, es in französischer Übersetzung zu veröffentlichen (dieser Plan ließ sich 1993 verwirklichen). Als erste Frucht dieser Bemühungen konnte ich die Neuauflage eines der wenigen Texte herausbringen, die in Frankreich zum *Arbeiter* erschienen waren, Marcel Decombis' *Ernst Jünger et la „Konservative Revolution". Une analyse de „Der Arbeiter"* (GRECE, Paris 1973). Verleger war der *Groupement d'études et de recherche pour la civilisation européenne*, der wichtigste Verband einer Bewegung, die sich damals noch nicht als *Nouvelle Droite* bezeichnete. (Ursprünglich war der Begriff *Nouvelle Droite* keine Selbstbezeichnung. Er wurde 1979 von den Medien erfunden, um eine geistige Strömung zu beschreiben, die damals bereits seit über zehn Jahren existierte. Aus ebendiesem Grund und im Bewußtsein der damit verbundenen Mißverständnisse vermeide ich selber es nach Möglichkeit, ihn zu verwenden.)

Diese Schrift eines bereits verstorbenen Germanisten wurde ergänzt um eine knappe Bibliographie und ein eigens für diese Auflage von Armin Mohler verfaßtes Vorwort. Dort stellte er Jüngers Werk als „eines der wenigen großen Bücher dieses Jahrhunderts" vor, aber auch als „erratischen Block" innerhalb seines gesamten Œuvre, dessen Erscheinen 1932 ein „außergewöhnliches Ereignis" gewesen sei. Über den *Arbeiter* und die erste Fassung des *Abenteuerlichen Herzens* sollte er später sagen: „Noch heute kann meine Hand diese Werke nicht greifen, ohne daß sie zu zittern anfinge."

Außerdem bekräftigte Mohler in seinem Vorwort gleich mehrmals, *Der Arbeiter* sei „unübersetzbar". Dennoch wurde er 1989 schließlich von Julien Hervier übersetzt. Der Erregungssturm, den Jünger befürchtet hatte, blieb übrigens weitgehend aus.

Le Travailleur, Paris 1989.

Nie hätte ich erwartet, den Schriftsteller eines Tages persönlich kennenzulernen. Doch am 15. Mai 1977, als ich im Namen sowohl des *Figaro-Magazine* wie des Verlages Copernic, der dort einen Stand hatte, am Internationalen Festival des Buches in Nizza teilnahm (mein Buch *Vu de droite* wurde bei diesem Anlaß mit dem Großen Essaypreis der Académie française ausgezeichnet), hörte ich plötzlich, wie jemand meinen Namen rief. Ich drehte mich um und sah einen Mann von mittlerer Größe, sehr aufrechter Haltung und dichten weißen Haaren, der eine Weste aus Velours und einen eleganten Rollkragenpullover trug und den ich absolut nicht erkannte. „Guten Tag", begrüßte er mich. „Ich bin Ernst Jünger." Nachdem ich meine Sprache wiedergefunden hatte, unterhielten wir uns über eine Stunde lang. Wir ließen uns fotografieren – ein großartiges Andenken an diesen Tag.

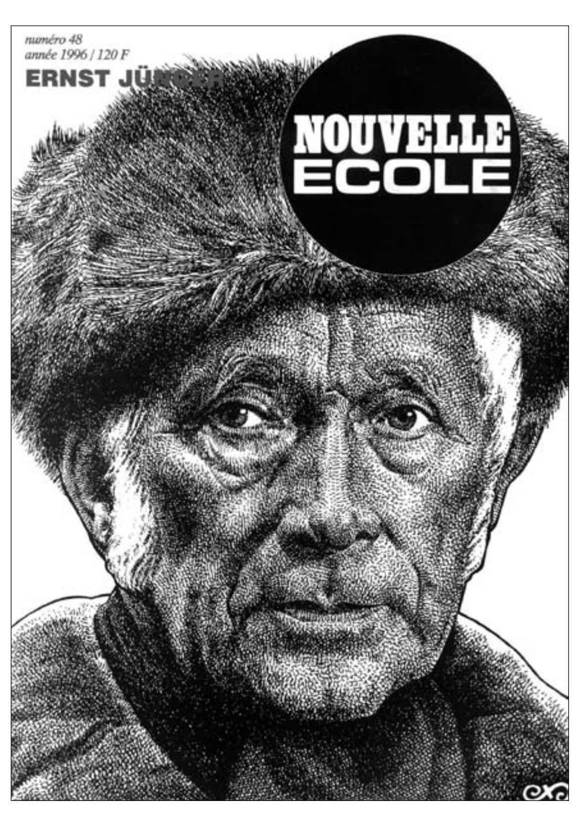
Mit der Zeit, fast zehn Jahre nach der Veröffentlichung von Marcel Decombis' Studie, hatte ich genügend wichtiges Material über die „politische" Periode des jungen Ernst Jünger zusammengetragen, um nun selber einen Aufsatz zum *Arbeiter* zu verfassen. Eine erste Fassung erschien Ende 1981 in der Zeitschrift *Eléments*, eine weitere, sehr viel ausführlichere zwei Jahre später in *Nouvelle Ecole*. Tatsächlich hatte diese zweite Fassung, gefolgt von der Übersetzung eines im Oktober 1932 im *Widerstand* veröffentlichten Artikels von Ernst Niekisch („Zu Ernst Jüngers neuem Buche"), den Umfang einer Monographie. Erst in Spanien, dann in Italien erschienen später Übersetzungen in Buchform.

„La Figure du Travailleur. Réflexions sur un livre méconnu d'Ernst Jünger", in: *Eléments*, Paris, 40, Winter 1981/82, S. 13–19. „Ernst Jünger: la Figure du travailleur entre les Dieux et les Titans", in: *Nouvelle Ecole*, Paris, 40, September-November 1983, S. 11–61.

Alain de Benoist: *Ernst Jünger y El Trabajador. Una trayectoria vital e intelectual entre los Dioses y los Titanes, Barbarroja, Madrid 1995; L'Operaio fra gli Dei e i Titani. Ernst Jünger „sismografo" dell'era della tecnica, Mailand 2000.*

Mein Bestreben war nicht nur, die wichtigsten in Jüngers Buch enthaltenen Gedanken und Begriffe vorzustellen und den Lebensweg des Schriftstellers zwischen 1920 und 1930 nachzuzeichnen, um dem Leser einige Anhaltspunkte zur Geschichte der nationalrevolutionären Bewegung zu geben. Darüber hinaus wollte ich zeigen, wie die „Problematik des Arbeiters" in immer neuen Formen Jüngers weiteres Schaf-

fen durchzog. Besonders offensichtlich schien mir dies für die Entwicklung seiner Ideen zur Technik zu gelten, die ganz unter dem Einfluß seines Bruders Friedrich Georg Jünger stand. Ich stellte den *Arbeiter* als ein zum Verständnis einer Übergangsepoche, des „Interregnum" zwischen der Herrschaft der Titanen und jener der Götter, unverzichtbares Buch dar. Dabei bezog ich mich immer wieder auf das Denken Carl Schmitts und die Philosophie Martin Heideggers, mit denen ich mich ebenfalls eingehend befaßt hatte.



Deckblatt der Zeitschrift Nouvelle Ecole, *als Themenausgabe zu Ernst Jünger, 1996*

Zu seinem 90. Geburtstag am 29. März 1985 – tags zuvor hatte ich an einer öffentlichen Konferenz in Saint-Etienne teilgenommen – schickte ich dem Schriftsteller ein Glückwunschtelegramm. Er bedankte sich mit einem kurzen handschriftlichen Brief, dem er ein Foto angeheftet hatte. Zehn Jahre später, am 25. März 1995, schrieb ich ihm einen Brief, der nur einen einzigen Satz enthielt: „Danke, daß Sie leben." Zur Feier dieses Hundertsten veranstaltete der Club de Mille (eine Organisation zur finanziellen Unterstützung der *Nouvelle Droite*) am 21. Juni ein Fest zu seinen Ehren.

Im Folgejahr beschloß ich, Jünger eine gesamte Ausgabe der *Nouvelle Ecole* zu widmen. Mein Editorial dazu begann mit den Worten: „Das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert, in dem der Nobelpreis nicht an Ernst Jünger verliehen wurde. Auch so kann man es definieren." Das Heft enthielt ein Interview mit Ernst Jünger, das sein spanischer Übersetzer Andrés Sánchez Pascual geführt hatte, Aufsätze von Armin Mohler, Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Werner Bräuninger, Marcus Beckmann sowie – im Sinne einer Dokumentation – Übersetzungen von Texten von Friedrich Hielscher, Albrecht Erich Günther, Ernst Niekisch und Friedrich Sieburg.

Jünger schien Unsterblichkeit erlangt zu haben! Ende 1997 veröffentlichte ich eine Bibliographie seines Gesamtwerkes in einem Verlag, der mutig (oder leichtsinnig) genug war, um derartige Werke herauszubringen, die nur bei einem ziemlich begrenzten Leserpublikum Anklang fanden. Von dieser Bibliographie, mit der ich nie ganz zufrieden war, sollte eigentlich eine beträchtlich erweiterte Neuauflage erscheinen, an der ich mehrere Jahre lang gearbeitet habe. Dieses Vorhaben gab ich auf, als Nicolai Riedel, ein würdiger Nachfolger von Hans-Peter des Coudres und Horst Mühleisen, 2003 die seine veröffentlichte. (Seither hat sich meine Arbeit als Bibliograph eher auf Carl Schmitt konzentriert!) Im ersten Teil schilderte ich die wichtigsten Etappen in Jüngers Leben. Im Jahr 1997 angekommen, schrieb ich: „Nunmehr in seinem 103. Lebensjahr schreibt Jünger weiterhin." Leider, leider verstarb er wenige Monate später, am 17. Februar 1998. Ich gedachte seiner in einem Nachruf, den Radio-Courtoisie am 7. März sendete.

Alain de Benoist: *Ernst Jünger. Une bio-bibliographie*, Paris 1997.

Nicolai Riedel: *Ernst Jünger-Bibliographie. Wissenschaftliche und essayistische Beiträge zu seinem Werk (1928–2002)*, Stuttgart 2003. Aktualisierte Fassungen von Riedels Bibliographie erscheinen regelmäßig in *Les Carnets Ernst Jünger.*

Seit seinem Tod ist das wissenschaftliche Interesse an Jünger größer als je zuvor. Bereits am 7. November hatte ich an einer Jünger-Tagung teilgenommen, die unter dem Titel „Due volte la cometa" an der Universität La Sapienza in Rom stattfand: eine Anspielung darauf, daß der Halleysche Komet zu Lebzeiten des Schriftstellers zweimal von der Erde aus zu sehen war. Als Höhepunkt der großen Jünger-Tagung in Mailand vom 20. bis 24. Oktober 2000 hatte ich vor einem Konzert von Ricardo Mutti in der Scala Gelegenheit, mit Nicolai Riedel Bekanntschaft zu schließen. Im Anschluß an eine „Pilgerreise" entlang dem Chemin-des-Dames nahm ich überdies am 8. November 1998 in Laon an einer Tagung zu Jünger und dem Ersten Weltkrieg teil, bei der auch Danièle Beltran-Vidal, François Poncet, Isabelle Rozet, Olivier Aubertin, Manuela Alessio unter den Anwesenden waren.

Meine Bewunderung für Jünger – für den Menschen selber wie für sein Werk – ist immer noch so stark wie eh und je. Womöglich hat sich ihre Ausrichtung aber ein wenig geändert. Dreißig Jahre lang begeisterte

ich mich für den „ersten“ Jünger, jenen der zwanziger und dreißiger Jahre. Mit der Zeit und wohl auch mit zunehmendem Alter bin ich zunehmend empfänglich geworden für den „zweiten“ – für den Anarchen mehr als den Rebellen, für den „unzeitgemäßen“ Denker, der weil er sehr hoch gestiegen war, auch sehr weit sehen konnte.

Eine sehr persönliche Erinnerung möchte ich noch ergänzen. Am 6. Februar 1993 war ich zu einer Debatte in Berlin eingeladen. Zu meiner äußerst unangenehmen Überraschung wurde ich von einer Gruppe junger militanter „Autonomer“ – Anhängern eines archaischen „Antifaschismus“, die nicht einmal wußten, daß ich sich mein Beitrag zu der Debatte gegen Fremdenfeindlichkeit richten sollte! – buchstäblich entführt, körperlich angegriffen und sogar geprügelt. Die Nacht verbrachte ich auf dem Polizeirevier, wo man mich aufforderte, meine Angreifer anhand von Fotos zu identifizieren. Ich erkannte sie mit absoluter Gewißheit, verweigerte aber die Aussage. Mit der Polizei kollaboriere ich nicht.

Als ich wieder zu Hause in Paris angekommen war, erhielt ich einen Anruf von Armin Mohler. Er wollte mir mitteilen, daß Jünger, der von dem Vorfall erfahren hatte, sich umgehend bei ihm nach meinem Befinden erkundigt habe. Diese Anteilnahme rührte mich ungemein.

Ernst Jünger gehört wahrscheinlich nicht zu den Autoren, auf die sich die *Nouvelle Droite* am häufigsten bezieht. Außer Zweifel steht jedoch, wie aus dem Vorangegangenen klargeworden sein sollte, daß er eine große Bedeutung für sie hat.

Heutzutage ist es nicht mehr nötig, das Jünger-Bild der Franzosen zu „vervollständigen“, wie ich es mir einst zum Ziel setzte. Die vielfältigen Aspekte seines Werkes sind längst wohlbekannt. Ähnlich wie Schmitt und Heidegger oder auch Mircea Eliade fiel auch Jünger zeitweise einer denunziatorischen Kritik anheim. Erhoben wurde sie von sektiererischen Köpfen, die sich nicht nur in der Epoche irrten, sondern Jünger nur lasen, um zu Schlußfolgerungen zu kommen, die den Vorurteilen entsprachen, mit denen sie die Lektüre begonnen hatten. Derartige Verwerfungen blieben jedoch die Ausnahme. Freilich, es kommt allzu selten vor, daß einer der gerade angesagten Intellektuellen Jünger zitiert: Wer hören will, wie Intellektuelle des gesamten Meinungsspektrums von rechts bis links ständig Jünger (oder auch Schmitt und Heidegger) im Munde führen, muß heutzutage nach Italien reisen. Nichtsdestotrotz hat der Autor von *Eumeswil* und *Chasses subtiles* (*Subtile Jagden*) in Frankreich eine sehr große und treue Leserschaft.

Inzwischen liegen so gut wie alle Bücher Jüngers in französischer Übersetzung vor. Sie erscheinen in den größten Verlagen, und die meisten von ihnen werden ständig neuaufgelegt. Eine Neuauflage seiner Kriegstagebücher (*Strahlungen*) wird dieser Tage bei Gallimard in der renommierten „Pléiade“-Reihe herauskommen, versehen mit einem ausführlichen kritischen Anmerkungsapparat von Julien Hervier, der überdies eine Sammlung von Interviews mit Jünger herausgegeben hat. Für die Koordinierung wissenschaftlicher Arbeiten zu Jünger ist ein Forschungs- und Dokumentationszentrum (CERDEJ) unter Leitung von Danièle Beltran-Vidal zuständig, das seit Dezember 1996 die *Carnets Ernst Jünger* als Jahrbuch veröffentlicht. Was nach wie vor fehlt, ist eine französische Gesamtausgabe der politischen Artikel aus seiner Jugendzeit (in Italien sind sie vor kurzem in drei Bänden erschienen) und der Korrespondenz (wie gern sähe man eine Veröffentlichung der Briefwechsel mit Schmitt, Heidegger, Hielscher, Gottfried Benn und Gerhard Nebel!) sowie eine „definitive“ Biographie, wie sie Heimo Schwilk kürzlich in Deutschland fertiggestellt hat.

Julien Hervier: *Entretiens avec Ernst Jünger*, Paris 1986. Diesen Band gibt es auf italienisch, auf spanisch und auf englisch, aber nicht auf deutsch.

Centre de recherche et de documentation Ernst Jünger (CERDEJ), 1 ter, rue Carnot, F–05000 Gap.

Sehr sonderbar ist auch, daß kein einziges Buch von Friedrich Georg Jünger jemals vollständig ins Französische übersetzt worden ist. In Anbetracht all seiner Beziehungen zu Verlegerkreisen hätte Ernst Jünger meines Erachtens ohne weiteres dafür sorgen können, daß einige Werke seines Bruders in Frankreich veröffentlicht werden. Wenn ich mich nicht irre, hat er sich niemals darum bemüht. Ich habe mich schon oft gefragt, warum nicht.

In diesem Jahr wäre Ernst Jünger 113 geworden. „Die stillen Revolutionen sind die wirksamsten“, hat er gesagt. In dieser Stille muß man ihn lesen.

Über Jünger zur Philosophie

von Erik Lehnert

Vor bald vierzehn Jahren, in den Zeiten meiner größten Begeisterung für Ernst Jünger, bemaß sich der Wert eines Lexikons danach, ob es Jünger behandelte und wenn ja, wie es über ihn urteilte. Besonders intensiv wurden damals die gängigen Philosophielexika unter die Lupe genommen, weil es als ausgemachte Sache galt, daß Jünger ein bedeutender Denker sei und sich jedes philosophische Lexikon von selbst disqualifizierte, wenn es ihn nicht aufführte. Die Ausbeute war allerdings ernüchternd, und so kam es, daß das eine oder andere Lexikon nach gesellig durchphilosophierter Nacht in den Papierkorb verbannt wurde, um am nächsten Morgen wieder daraus befreit zu werden: Was kann das Buch dafür, daß es so schlechte Herausgeber hat?

Sind die Reaktionen im Laufe der Zeit auch andere geworden, so stellt die Beachtung und Behandlung bestimmter Personen noch immer eine Art Lackmustest für jedes Lexikon dar. Voraussetzung ist, daß die betreffende Person polarisiert, was bei Jünger, wenn man ihn richtig liest, nach wie vor der Fall ist. Vor vierzehn Jahren konnte einzig das *Philosophische Wörterbuch* bestehen, das in seiner 22. Auflage (1991) folgendes schrieb: „Jünger, Ernst, philos. Schriftsteller, * 29.3.1895 Heidelberg, bemühte sich um eine philosophische Deutung des Kriegserlebnisses. Für die Existenzphilosophie wichtig ist sein Buch ‚Der Arbeiter. Herrschaft u. Gestalt' (1931, 1941), in dem er den Arbeiter als Exponenten der Technik und als Prototyp des kommenden, der Technik verfallenden Menschen darstellt [...]. Als Sprachforscher trat J. 1934 mit seiner Arbeit ‚Lob der Vokale' [...] hervor. In ‚Sprache und Körperbau' (1947) untersuchte er den Zusammenhang gewisser Wertbegriffe mit Rechts- und Linksseitigkeit des Körpers, mit der Senkrechten (Kopf und Fuß) und mit der Natur der Sinnesorgane." Was bis heute durchfällt, und das seit drei Auflagen, ist das ambitionierte, von Bernd Lutz herausgegebene *Philosophenlexikon*, wohingegen das alte *Philosophenlexikon*

Philosophisches Wörterbuch. Begründet von Heinrich Schmidt, neu bearbeitet von Georgi Schischkoff, 22. Auflage, Stuttgart 1991.

Metzler-Philosophen-Lexikon. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen, hrsg. von Bernd Lutz, 3. Auflage, Stuttgart 2003.

Philosophen-Lexikon. Handwörterbuch der Philosophie nach Personen, hrsg. von Werner Ziegenfuß, 2 Bände, Berlin 1949/50.

von Werner Ziegenfuß Jünger ausführlich als Interpreten des Kriegserlebnisses würdigte.



Jüngers Bibliothek in der Goslarer Zeit

Es würde demnach trist aussehen, wenn es nicht das *Große Werklexikon der Philosophie* gäbe, in dem Günter Figal einige Hauptwerke Jüngers vorstellt: *Die totale Mobilmachung*, *Der Arbeiter*, *Über den Schmerz*, *Über die Linie*, *An der Zeitmauer*. Begründet wird dies von Figal mit dem Hinweis, daß Jünger immer wieder philosophische Fragen aufgegriffen und sich der Zeitdiagnostik, der Sprach- und Naturphilosophie sowie der Geschichtsphilosophie zugewandt habe. Beeinflußt sei Jünger vor allem von Nietzsche, Schopenhauer und Spengler. Wenn man das *Werklexikon* als einen philosophischen Kanon betrachtet, gehört Ernst Jünger also mittlerweile dazu. Nun ist der Philosophiebegriff dieses Lexikons so weit gefaßt, daß sich damit noch nichts beweisen läßt, zumal die Kriterien der Auswahl nicht klar benannt werden. Philosophie muß sich von Wissenschaft und Dichtung unterscheiden, wobei es zwischen ihnen Überschneidungen gibt. Karl Jaspers hat die Eigenart der Philosophie prägnant bestimmt: „Die Art der in der Philosophie zu gewinnenden Gewißheit ist nicht die wissenschaftliche, nämlich die gleiche für jeden Verstand, sondern ist eine Vergewisserung, bei deren Gelingen das ganze Wesen des Menschen mitspricht." Nicht der einzelne Gegenstand, sondern das Ganze des Seins ist der Raum der Philosophie, der nach dem Sinn befragt wird. Philosophie bedeutet radikales Fragen. Von der Dichtung unterscheidet sie, daß sich dieses Fragen in jedem Fall auf die Wirklichkeit bezieht und die Phantasie eine untergeordnete Rolle spielt. Vor allem ist Philosophie in jedem Fall ein methodisches Vorgehen auf dem Weg der Erkenntnis, kein freies Assoziieren.

Großes Werklexikon der Philosophie, hrsg. von Franco Volpi, 2 Bde, Stuttgart 1999.

Karl Jaspers: *Einführung in die Philosophie*, Zürich 1950, zuletzt München 2004.

Beide Unterscheidungen treffen für Jünger nicht eindeutig zu. Dazu ist sein Werk zu heterogen, widmet sich auf verschiedene Art und Weise verschiedenen Gegenständen. Jünger hat Romane und Erzählungen geschrieben und ständig Tagebuch geführt. Und er hat sich in seinen Essays immer auf seine Eigenschaft als Beobachter, der beschreibt, was er sieht, berufen. Dennoch oder gerade deshalb hat Jünger einen genuin philosophischen Anspruch. Das geht so weit, daß sogar seine Dichtung „wesentlich Metaphysik" (Hans-Peter Schwarz) ist, was nicht unbedingt für Jüngers Dichtung spricht. Ich kenne niemanden, der vom erzählerischen Werk Jüngers, von den *Marmorklippen* einmal abgesehen, nachhaltig ergriffen worden wäre. Es ist von der Metaphysik verstellt. Jünger will uns in *Heliopolis*, den *Gläsernen Bienen* oder *Eumeswil* um jeden Preis eine philosophische Deutung der Gegenwart aufdrängen. Jünger ist aber nur dort echt, wo er seine genauen Beobachtungen nicht in eine erzählerische Form gießen muß: Im Tagebuch und im Essay. Deshalb wird Jüngers Name auch immer mit den *Stahlgewittern*, dem *Arbeiter* und mit dem *Waldgang* in Verbindung gebracht werden. In ihnen erschöpft sich Jünger nicht in der Beschreibung der Lage, er ist hier im besten Sinne Philosoph. Er bleibt nicht im Empirischen hängen, sondern verfeinert die induktive Methode. Aus dem, was ist („das alles gibt es also"), was man aber auch sehen muß, ergibt sich die radikale Frage, nach dem Sinn des Ganzen. Den wollte Jünger der Lage gleichsam ablauschen: dem Weltkrieg, der Technik, der Massengesellschaft und schließlich dem Einzelnen.

Hans-Peter Schwarz: *Der konservative Anarchist. Politik und Zeitkritik Ernst Jüngers*, Freiburg i. Br. 1962.

Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz. Aufzeichnungen bei Tag und Nacht* (1. Fassung), Berlin 1929, zuletzt Stuttgart 2000.

Der von Jünger sehr geschätzte Lichtenberg schreibt: „Man bedenkt nicht, daß Sprechen, ohne Rücksicht von was, eine Philosophie ist. Jeder, der Deutsch spricht, ist ein Volksphilosoph und unsere Universitätsphilosophie besteht in Einschränkungen von jener." Vielleicht ist so das Verhältnis zu beschreiben, in dem Jünger zu dem stand, was man unter akademischer Philosophie versteht. Jünger hat sich ganz bewußt in diese Ecke gestellt. Als sich nach dem Ersten Weltkrieg die Frage der Studienwahl stellte, hat er nicht Philosophie, sondern Zoologie studiert. Er folgte damit einem Zug der Zeit. Die Universitätsphilosophie stand im Ruf der völligen Lebensfer-

Georg Christoph Lichtenberg: *Vermischte Schriften*, 2 Bde, Berlin 1923.



Die Welt des Kriegers; Umschlag zu Krieg und Krieger *nach einem Entwurf von Rudolf Schlichter.*

ne und Abstraktheit, so daß die Wißbegierigen, die den Sinn des Lebens suchen wollten, in die Naturwissenschaften und die Medizin gingen. Es sei nur an Gottfried Benn erinnert, der diese Entscheidung schon vor dem Weltkrieg traf. Nicht umsonst hat die Generation des Fronterlebnisses sich den großen Außenseiter der Philosophie, Nietzsche, zum Leitstern gewählt. Jünger hat sich neben Nietzsche vor allem mit Goethe beschäftigt. Hierin ist er vermutlich Oswald Spengler gefolgt, der der Philosophie ebenfalls von außen entscheidende Impulse gab und durch die Prognose des Untergangs des Abendlandes die zwanziger Jahre und damit auch Jüngers geistige Entwicklung prägte.

Bei Jünger äußerte sich diese vor allem in der Zeitkritik, die an sich noch nicht philosophisch sein muß. Daß sie es ist, hat Heidegger indirekt bewiesen. Die Auseinandersetzung Heideggers mit Jüngers Werk ist als Aspekt der Philosophiegeschichte immer wieder behandelt worden und hat dazu geführt, in diesem Austausch so etwas wie einen philosophischen Ritterschlag für Jünger zu sehen. Heidegger war vom *Arbeiter* so gepackt, daß er darüber ein privates Seminar für seine höheren Semester, vor allem aber die Assistenten veranstaltete. Hier hat Heidegger den Impuls für seine Technikkritik her und damit den Kern seiner Kritik am Nationalsozialismus. Heidegger hat offenbar früh gesehen, daß es Jünger nicht um eine verquere Art des Nationalbolschewismus ging, sondern um eine planetarische, heute würde man sagen globale, Entwicklung, die sich aus zwei Ereignissen, die dem Zeitalter der Massen und der Technik die Konsequenzen abtrotzen, speist: dem Ersten Weltkrieg und der Erfahrung des technischen Krieges, in dem der einzelne Mensch bedeutungslos wird sowie der russischen Revolution, die eindeutig belegt, daß das bürgerliche Zeitalter vorbei ist. Wenn man sich anschaut, wie sich in den verschiedensten Ländern in den zwanziger und dreißiger Jahren die Formierung der Massen vollzog, wie sie einem Plan unterworfen wurden, hat Jünger keine Gespenster gesehen. Für Heidegger ist Jüngers Einsicht entscheidend, daß die Technik nichts ist, was der Mensch steuern kann. Es ist Nietzsches Einsicht: „Einst aber werden größere Drachen zur Welt kommen."

Martin Heidegger: *Hinweise und Aufzeichnungen. Zu Ernst Jünger,* Frankfurt a. M. 2004 (= HGA; 90).

Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen* (1883–85), zuletzt Ditzingen 2008.

Gleichzeitig wird etwas offenbar, was schon seit Nietzsche kein Geheimnis mehr war: die Macht des Nihilismus. Jünger widmet ihm seine Schrift *Über die Linie*, die in einer Festschrift für Heidegger erscheint. Der reagiert darauf mehrfach, freundlich, aber doch Jüngers Überlegungen in zentralen Punkten kritisierend. Während Jünger davon redet, daß „in der Welt der Tatsachen der Nihilismus sich den letzten Zielen" annähere, meint Heidegger, daß es keine Ziele mehr geben könne, weil es nichts gebe, was außerhalb des Nihilismus stünde. Jünger sei metaphysisch befangen, restaurativ, könne die notwendige „Verwindung der Metaphysik" nicht mittragen. Dazu hat Jünger auch gar keinen Grund. Der Unterschied zwischen Jünger und Heidegger in den Jahren 1950/55 liegt in deren jüngster Vergangenheit. Heidegger hatte, wie auch Benn, 1933 mehr als ein Jahr geglaubt, die NS-Bewegung sei das antinihilistische Moment, auf das alle gewartet hatten. Die sich bald einstellende Enttäuschung wog bei Heidegger offenbar schwerer, wie sich den seit einigen Jahren vorliegenden Manuskripten der dreißiger und vierziger Jahre entnehmen läßt: Konsequenterweise war damit alles dem Nihilismus anheimgefallen und nur der „letzte Gott" läßt hoffen. Dagegen hatte Jünger nie Illusionen über den NS und konnte so nach 1945 recht ungebrochen die „eigene Brust" anführen: „Hier steht ein jeder, gleichviel von welchem Stand und Range, im unmittelbaren und souveränen Kampfe, und mit seinem Siege verändert sich die Welt." Hier blitzt Jüngers echte Anteilnahme am Menschen auf und damit auch seine philosophische Haltung.

Ernst Jünger: *Über die Linie*, Frankfurt a. M. 1950, zuletzt Frankfurt a. M. 1958.

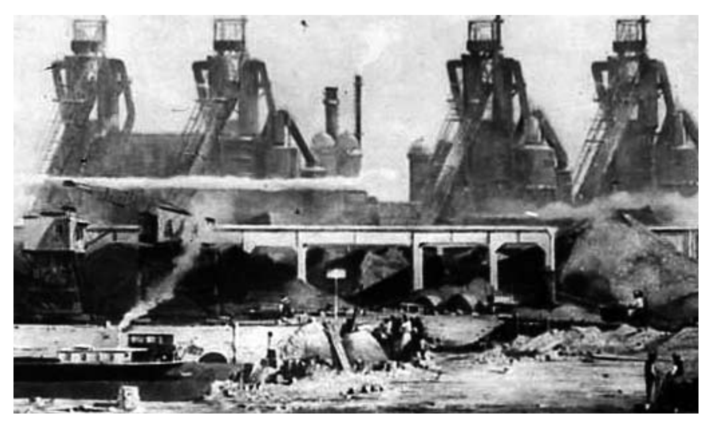
Martin Heidegger: *Zur Seinsfrage*, Frankfurt a. M. 1956, zuletzt Frankfurt a. M. 1977.

Martin Heidegger: *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis)*, Frankfurt a. M. 1989 (= HGA; 65).

Jünger ist Existenzphilosoph. Damit ist nicht gemeint, daß Jünger einer so bezeichneten philosophischen Strömung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts anhängt. Existenzphilosophie ist ein Phänomen der Gegenaufklärung. Mit Kierkegaard geht es um den Menschen als „Synthesis von Unendlichkeit und Endlichkeit, von dem Zeitlichen und dem Ewigen, von Freiheit und Notwendigkeit", die erst im Bewußtsein dieses Verhältnisses zu sich

Sören Kierkegaard: *Die Krankheit zum Tode* (1849), zuletzt Hamburg 2005.

selbst findet. Jünger nennt das nicht Existenz, sondern Soldat, Arbeiter, Waldgänger. Und natürlich ist der Einzelne immer mehr als er selbst, er weist über sich hinaus. Existentiell heißt für Jünger: Erkenne die Lage und damit auch die Feinde. Diese haben Jünger und die Philosophie gemeinsam: Positivismus, Materialismus, Relativismus und schließlich den Nihilismus. Es geht Jünger um das Absolute und das Konkrete. Er definiert den Freiheitsanspruch als Arbeitsanspruch, Freiheit stellt sich dar als Ausdruck der Notwendigkeit. „Das bedeutet, daß das Maß der Freiheit des Einzelnen genau dem Maße entspricht, in dem er Arbeiter ist. Arbeiter, Vertreter einer großen, in die Geschichte eintretenden Gestalt zu sein, bedeutet, Anteil zu haben an einem neuen, vom Schicksal zur Herrschaft bestimmten Menschentum." Das bedeutet die Verinnerlichung des Freiheitsbegriffs Preußens: in Freiheit dienen. Nur gab es dieses Preußen nicht mehr, keinen König und keinen Gott. Daher die Selbstverpflichtung des Menschen als Antwort auf die Frage: Warum handeln, wenn wir doch sterben müssen? – Weil wir gar nicht anders können. Dieses Verständnis setzt sich im *Waldgang* fort: „Waldgänger ist also jener, der ein ursprüngliches Verhältnis zur Freiheit besitzt, das sich, zeitlich gesehen, darin äußert, daß er dem Automatismus sich zu widersetzen und dessen ethische Konsequenz, den Fatalismus, *nicht* zu ziehen gedenkt."



Die Welt des Arbeiters; Mannesmann in Dortmund, *Gemälde von Richard Gessner*

Ernst Jünger: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Hamburg 1932, zuletzt Stuttgart 1982.

Ernst Jünger: *Der Waldgang*, Frankfurt a. M. 1951, zuletzt Stuttgart 1995.

Bereits 1959 hat Jünger dann seine zweite Leidenschaft, die Geschichtsphilosophie, zu einem Höhepunkt geführt und ein bis heute nicht gänzlich ausgedeutetes Buch geschrieben, das damals ein gewisses Aufsehen erregte: *An der Zeitmauer*. Das, was später als Ende der Geschichte und Ende des Menschen die Runde machte, ist hier in aller Deutlichkeit gesehen. Eine völlig neue Phase der Erdgeschichte eröffnet sich, wenn der Mensch sich und seine Artgenossen selbst auslöschen oder die Evolution selbst in die Hand nehmen kann. Der Weltstaat erscheint da nur als Zwischenstadium. Jünger, das wird hier deutlich, ist kein Alt-Konservativer, er hält den Prozeß der Modernisierung für unaufhaltbar, wenn auch für bedauerlich. Trotzdem weiß er, daß das Leben nicht aufgeht, daß wir uns nicht selbst in der Hand haben und daß es mehr gibt, als die handgreifliche Realität. Das, was man in der Metaphysik als Grundbegriff bezeichnet, hat Jünger in Worte gefaßt und damit oftmals überhaupt erst sichtbar gemacht. Dabei bleibt es nicht aus, daß sich in Jüngers Werk manche Zeitgeistverhaftung findet. Die Themen, die er aufgriff, waren virulent, gegenwärtig, aktuell. Da es Jünger aber nicht darum geht, und auch das zieht ihn auf die Seite der Philosophie, eine Weltanschauung zu basteln, wird er nie *mainstream*. Er läßt sich immer neu beeindrucken: „Wo der Verstand dem Urphänomen begegnet, stößt er auf Stärkeres. Hier muß er haltmachen; hier kann ihm ein Damaskus zuteil werden."

Ernst Jünger: *An der Zeitmauer*, Stuttgart 1959, zuletzt Stuttgart 2003.

Jünger hat es nicht zu einem philosophischen System gebracht. Seine Schriften bestehen in der Mehrzahl aus Essays, Notizen, Tagebüchern, selten wird mal ein Gedanke länger durchgehalten. Die Neigung zur kleinen Form ist jedoch kein Argument gegen Jünger, weil wir wissen, daß Nietzsche und auch Dávila keine andere Möglichkeit mehr gesehen haben, den Gedanken im Strom der Zeit und der Beliebigkeit festzuhalten. Es spricht für Jünger, daß er sich bis ins hohe Alter immer wieder der Anstrengung unterworfen hat, einem Gedanken methodisch nachzugehen. Das Werk Jüngers bietet, nicht zuletzt deshalb viel, weil in ihm eine Entwicklung stattfindet, die es glaubwürdig und nachvollziehbar macht. Gerhard Nebel, der sich vielleicht am konsequentesten an die philosophische Auslegung Jüngers machte, hat seine Jünger-Lektüre als „Grenzniederlegung" bezeichnet, die ihm die Augen für die Wirklichkeit geöffnet und aus der Realität befreit habe. Darin liegt vielleicht der bleibende Rang Jüngers. Er ist philosophisch sicherlich nicht der bedeutendste Geist des 20. Jahrhunderts. Aber er vermag es, mit seiner am Konkreten geschulten Art der Darstellung dem noch nicht festgelegten Sucher eine Richtung zu geben. Mit der Lektüre Jüngers, den Essays und Kriegstagebüchern, war bei mir der erste und entscheidende Schritt in die Welt des Geistes getan, ohne den die weiteren nicht hätten folgen können.

Gerhard Nebel: *„Alles Gefühl ist leiblich". Ein Stück Autobiographie*, hrsg. von Nicolai Riedel, mit einem Essay von Martin Mosebach, Marbach 2003.

Heiner Müller und Ernst Jünger – eine deutsche Konstellation

von Siegfried Gerlich

Er hatte ihn bereits in seiner frühen Jugend gelesen, und derlei Lektüren begleiten einen nicht selten bis zuletzt. Sein Plan, den über Hundertjährigen nach Berlin zu laden und im Berliner Ensemble mit einer großen Lesung aus seinen Werken zu feiern, ließ sich nicht mehr verwirklichen, aber der langgehegte Wunsch nach einer persönlichen Begegnung war in Erfüllung gegangen. Der Ältere kannte das Werk des Jüngeren nicht, und so stellte sich Heiner Müller mit taktisch klugen Worten Ernst Jünger vor: „Wir haben einen gemeinsamen Feind: Wolfgang Harich." — „Kommen Sie!"

Und er kam nach Wilflingen, heimlich, die Mauer war noch nicht gefallen. Der Umstand, daß der marxistische Philosoph Harich Jünger als Wegbereiter des Faschismus und Müller als defaitistischen Renegaten, mit dem kein sozialistischer Staat zu machen sei, attackiert hatte, bot ein schönes *billet d'entrée*; Annäherungen ergaben sich dann in Gesprächen über Rausch und Drogen, und am Ende sprachen Liebhaber von Katastrophen miteinander.

Es darf von einer Wahlverwandtschaft zweier Männer gesprochen werden, die zeitlebens von vielen angefeindet wurden, und die doch wußten, daß sie zu anderer Zeit einander auch als Feinde hätten begegnen können. Die Schlagworte aber, die den geistigen Habitus Jüngers treffen, sind auch für Müller schlagend: aristokratischer Dandyismus, preußischer Anarchismus, heroischer Nihilismus. In beider Lebenswerk sind Rausch, Krieg und Tod allgegenwärtig, und der Todesverachtung des zweimaligen Weltkriegers verwandt erscheint auch die stoische Gelassenheit, mit welcher der „Krieger ohne Schlachten" sterbend seinem Tod ins Auge sah. Das Leben war ihm der Güter höchstes nicht: „Was zählt ist das Beispiel, der Tod bedeutet nichts."

Das Beispiel, das Heiner Müller gab, war ein Leben, das sich im permanenten Einsatz für eine unzeitgemäße Sache verzehrte: die Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geiste der Revolution. Eine grausame Kulturrevolution war die tragische Utopie, das schwarzromantische Leitmotiv seines Lebens und Schaffens. Die Beharrlichkeit, mit welcher der letzte Tragiker von Rang dem hohen Anspruch seines Programms zu genügen suchte, zeugt nicht nur von seinem im besten Sinne deutschen Eigensinn, der ihn widerständig machte gleichermaßen gegen die politische Gängelung der Kultur im Osten wie gegen deren ökonomische Vernutzung im Westen. Sie verrät auch den heiligen Ernst eines Dichters in dürftiger Zeit, der fürchten mußte, daß, was bleiben werde, nicht die Dichter, sondern die Bomben stiften, und dennoch unerbittlich blieb in seinem Kampf auf verlorenem Posten.

Den existentiellen Heroismus des einsamen Wolfes hat Müller freilich nie so plakativ herausgestellt wie Jünger. Notorisch bediente sich dieser rote Werwolf der List des Odysseus, sich ein Niemand zu nennen, wenn andere nach dem Namen fragten. Seine maskenhafte Physiognomie schützte den Verletzlichen vor den Blicken der Zudringlichen und sicherte dem Dramatiker die erhabene Freiheit, mit seinen Figuren zu spielen



Jünger als Dandy, Karikatur von David Levine

wie die griechischen Götter mit den Schicksalen der Sterblichen. Im Unterschied jedoch zu der Götter grausamem Spiel barg Müllers Theater der Grausamkeit vor allem seinen eigenen Schmerz. Jünger mochte als Mensch unerschütterlicher wirken, und doch hinterließ gerade er eine ganze Ästhetik des Schmerzes. Mit den Worten des jungen Lukács möchte man beide zu jenen „tieferen Geistern" zählen, „die ihr entströmendes Blut zu purpurnem Stahl zu erstarren und zum Panzer zu schmieden versuchen, damit ihre Wunden ewig verborgen bleiben."

Mit diesem durch Kampf und Schmerz gestählten Ethos standen Jünger und Müller in der verfemten Tradition der deutschen Kriegsliteratur des zerrissenen Kleist, des visionären Hölderlin, des wahnhaften Nietzsche. Im Jahrhundert der totalen Mobilmachung indessen sollte eine neuartige Figur das Schlachtfeld betreten, und es war der Nationalbolschewist Jünger, welcher der traditionellen Gestalt des Kriegers die moderne des Arbeiters zur Seite stellte und auch diesen zur Kampfmaschine zurüstete.

Der Kommunist Müller dagegen funktionierte das Theater zur Kriegsmaschine für die Aufbauschlacht des Arbeiterstaates um. Seine Mobilisierung des zögerlichen Hamlet zur zynischen Hamletmaschine aber setzte einen so grausamen Exorzismus in Szene, daß in Stahlgewittern klirrend kalter Buchstaben mit den Feinden der Revolution auch alle schöne Bühnenliteratur in Staub versank. Einer aus den Fugen geratenen Welt bescherte der Dramatiker heillose Untergänge in absurden Endspielen und erotischen Horrorkabinetten, in deren allegorischer Apokalyptik schließlich der barocke Ursprung des deutschen Trauerspiels wieder aufbrach. Die Ausnahmezustände aber, in denen die Hochspannung zwischen formaler Strenge und inhaltlicher Brüchigkeit kollabierte, trieben Müller in eine nackte Mimikry mit dem Tod: seine disparaten Fragmente nährten sich von den zerstückelten Körpern der Schlachtfelder, das Blut der Opfer war darin zu toten Buchstaben geronnen, und weil keine Hoffnung für die Toten ist, verweigerten manche Texte ihren Sinn.

In aller dialektischen Überreizung des historischen Verfremdungstheaters blieb freilich Müllers Leitbild Brecht bis zuletzt gegenwärtig, und sternenweit entfernt von dessen Gefilden forschte ein Jünger demütig nach einer zeitentrückten Hieroglyphik des Seins und Strahlungen besonderer Art. In der epischen Natur des grazilen Jünger war eine ruhige Klarheit herangereift, während der dramatische Geist des fragileren Müller unaufhörlich nur die höchsten Wellen über sich zusammenschlagen ließ.

Aber Jünger besaß einmal, was Brecht immer schon gefehlt hatte: ein Sinn für das Tragische — und dessen Glutkern übte auf Müller zeitlebens eine abgründige Faszination aus. Jüngers Werk stand exemplarisch für die denkerische Durchdringung jener epochalen Erfahrung des Tragischen, die den Materialschlachten des Ersten Weltkrieges abgerungen war und Gestalt angenommen hatte im Sozialismus des Schützengrabens, um sich dann in den Konflikt jener feindlichen Brüder aufzuspalten, die sich schließlich im Weltbürgerkrieg der Ideologien zermalmen sollten: Kommunismus und Faschismus. Im Gegensatz zu Brecht attestierte Jünger beiden Bewegungen die historische Notwendigkeit gleichrangiger Erscheinungsformen des mobilisierten Arbeiters. Für Müller wiederum mußte sich gerade deren äußerer Widerstreit und innere Widersprüchlichkeit zur tragischen Vision erheben. Wer die Tragödie des zwanzigsten Jahrhunderts schreiben wollte, konnte sich nicht mit der Logik des Zerfalls der bürgerlichen Welt begnügen; er mußte vor allem ihren Konflikt mit der sozialistischen Welt zum Drama gestalten, nicht ohne zuletzt noch deren eigenen tragikomischen Untergang als Farce darzubieten.

Als mit dem Sieg des globalen Kapitalismus die marxistische Idee der Revolution als Lokomotive der Weltgeschichte endgültig ausgespielt hatte, wurden für den unermüdlichen Kämpfer die Ideen einer konservativen Revolution wieder virulent: Müller dachte sie sich mit Benjamin als Griff des in den Abgrund rasenden Menschengeschlechts nach der Notbremse; mit Carl Schmitt als Aufhalter des drohenden Untergangs; vor allem aber mit Jünger als anarchischen Aufstand des Lebens gegen eine technokratisch verwaltete Weltzivilisation. Sein letztes Ziel war eine apokalyptische Kulturrevolution, die gerade die irrationalen Kräfte zurückerobern sollte, die der Kommunismus zu Unrecht dem Faschismus überlassen hatte. So munitionierte sich der späte Müller mit den vitalistischen Impulsen des jungen Jünger, um die schmerzhafte Wunde einer unabgegoltenen Utopie wieder aufzureißen und den Blutstrom einer vernarbten Menschheit erneut zum Fließen zu bringen. Für Jünger hingegen, der bereits nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges seine Friedensschrift zu Papier gebracht hatte, war der Krieg längst nicht mehr „das letzte Refugium des Humanen", als welchen ein tragischer Humanismus Müller ihn zu sehen gelehrt hatte.

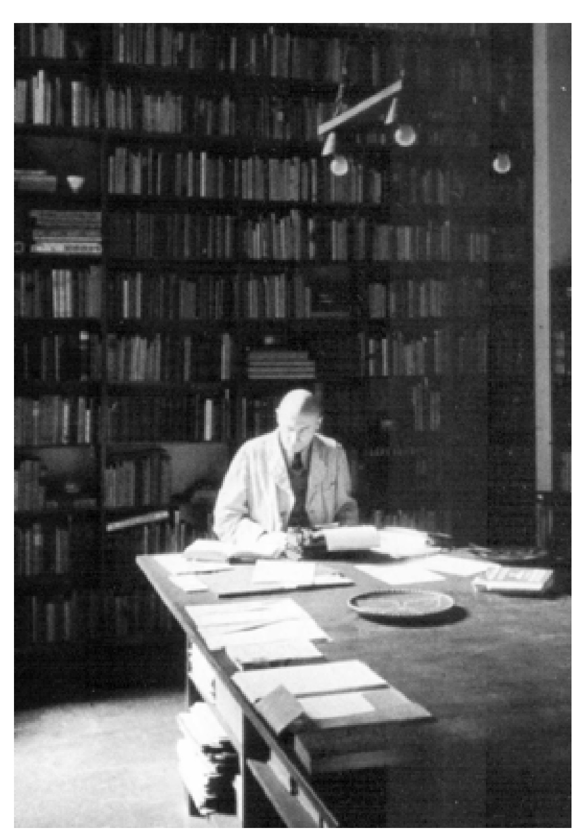
Grausam und gemütlich – Ernst Jüngers Freundschaft mit Friedrich Hielscher

von Baal Müller

In seiner Autobiographie *Fünfzig Jahre unter Deutschen* schildert Friedrich Hielscher, wie eine Tagung politisch buntgemischter Publizisten 1929 zu einer recht handfesten, dabei zumindest nach Hielschers Auffassung spaßigen Auseinandersetzung geriet: „Ich war nun erst richtig in Fahrt, klomm die Leiter wieder hoch, gelangte glücklich aufs Dach und durchs Fenster in meine Stube, ergriff den Wassereimer, füllte ihn vollends … und goß ihn über die Häupter der unten Sitzenden durch das Strohdach hindurch, welches den Wassersturz nicht aufhielt. Unten erhob sich die Menge. Ich verriegelte die Tür, füllte in rasender Eile den Eimer wieder, ergriff die bereits randvolle Karaffe und war entschlossen, sie dem Ersten, der über dem Strohdache sich zeigen würde, aufs Haupt zu schmettern. … Der Erste, welcher erschien, war Ernst Jünger; mit beschwörenden Gebärden winkte er Frieden und legte den Zeigefinger auf den Mund. Ich verstand."

Nicht immer verstanden sich Jünger und Hielscher so gut wie auf dem Eichhof von Werner Kreitz, wo sie in wortlosem Einvernehmen gemeinsam zu randalieren begannen und das Mobiliar zu Wurfgeschossen umfunktionierten; ihr von Stefan Breuer und Ina Schmidt edierter Briefwechsel (*Ernst Jünger – Friedrich Hielscher. Briefe 1927–1985*, Stuttgart 2004) zeugt mehr als einmal von einem – offenbar aber für beide Seiten fruchtbaren – Aneinandervorbeireden. Sechs Jahrzehnte hindurch standen der große Schriftsteller und der am 31. Mai 1902 in Plauen geborene Publizist, Jurist und Gründer einer heidnisch-esoterischen Freikirche in brieflichem Austausch; mehr als ein Drittel der erhaltenen Korrespondenz stammt allerdings aus der kurzen Zeitspanne von 1927 bis 1933, in der beide Autoren eine umtriebige Agitation in denselben Organen der Rechten entfalteten, insbesondere in der dem Stahlhelm nahestehenden *Standarte*, dem von Kapitän Ehrhardt finanzierten, von Jünger mitherausgegebenen *Arminius* sowie dem *Vormarsch*, der ebenfalls zunächst von Jünger (mit Werner Laß), seit 1928 dann von Hielscher herausgegeben wurde. Entsprechend handeln viele Briefe dieser Zeit von Querelen und Richtungskämpfen innerhalb des Freikorps-Milieus, und beide wissen sich einig in ihrem Bestreben, eine Radikalisierung der nationalen Bewegung herbeizuführen. Die Unterschiede in Stil, Thematik und politischer Zielsetzung sind gleichwohl offenkundig: Zunächst fällt auf, daß Jüngers Briefe meist die kürzeren und „pragmatischeren" sind; während sie sich zum Beispiel mit publizistischen Projekten befassen, drängt Hielscher immer wieder zu einer Diskussion ideologischer Grundfragen, der Jünger eher ausweicht. Geht er doch darauf ein, zeigt er sich – bei aller Höflichkeit und Wertschätzung – etwas befremdet von Hielschers Dogmatismus. In einem Brief an seinen Bruder Friedrich Georg nennt er ihn „den schärfsten Kopf unter den Nationalisten", jedoch sei er „bizarr", und seine Intelligenz habe „etwas Antithetisches, scherenartig Schneidendes"; dennoch verkehre er am meisten mit ihm, der seinerseits vor allem „mit Exoten" Umgang habe, etwa „chinesischen Studenten, Zionisten und Arabern".

Zwölf Jahre später, am 9. August 1939, schreibt Jünger in sein Tagebuch über „Bogo" (Hielscher zeichnete oft mit seinem Pseudonym „Bogumil"), dieser sei „noch immer von der alten geistigen Sicherheit", die ihn „oft an Manie" gemahne. Auffallend sei „die Verbindung des scharfen und stets wachen Intellektes mit der



Hielscher in seiner Potsdamer Bibliothek vor dem Zweiten Weltkrieg

sonderbaren, an Punkten das Skurrile streifenden Person"; er erinnere „an begabte Kantianer", trage aber auch „hoffmanneske Züge", und es lebe etwas „gänzlich Fremdes, Tamurlanisches in ihm, wie es auch physiognomisch sichtbar werde", woraus sein Denken „in weiten Räumen und Züge abstrakter Grausamkeit" resultierten. Gleichzeitig habe er etwas durchaus Gemütliches; und Jünger besann sich „sehr angenehmer Nächte, die wir beim Punsch zubrachten".

Der mit dem Mongolenherrscher Timur Lenk oder Tamerlan Verglichene konstatiert in seiner Autobiographie eine ähnliche Ambivalenz und führt das „Mißbehagen", das sich „durch Jahre zwischen uns mit Wohlgefallen verband", darauf zurück, daß jeder im anderen gesucht habe, was dieser nicht habe sein können: „Jünger den magisch Mitschwingenden und ich den mystisch Mitdenkenden. Aber Jünger denkt nicht, sondern er sieht; und ich sehe nicht, sondern begreife." Beide hätten sie ihre „Schubfächer", doch diejenigen des Augenmenschen Jünger seien solche, in denen er seine Insekten ablege, während er als Begriffsmensch mit abstrakten Kategorien operiere.

Insgesamt erscheint Hielscher in ihrer Korrespondenz eher als der Gebende; er tritt – nicht nur in diesem Disput – von Beginn an forsch und offensiv auf und zeigt ein Selbstbewußtsein, dessen Selbstverständlichkeit im Umgang mit dem sieben Jahre älteren, berühmten Autor aus heutiger Sicht erstaunen mag, vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund aber nicht so verwunderlich ist, sind doch, wie Jünger 1943 schreibt, „viele, ja vielleicht die meisten der geistig bewegten jungen Leute der Generation, die nach dem Weltkrieg in Deutschland heranwuchs, durch seinen Einfluß und oft durch seine Schule hindurchgegangen".

Diese „Schule", die durch Hielschers charismatische Persönlichkeit sowie die in seinem Hauptwerk *Das Reich* 1931 dargelegte „heidnische Reichstheologie" zusammengehalten wurde, umfaßte zunächst etwa gleichaltrige Autoren, von denen einige – wie Ernst von Salomon – auch heute noch bekannt sind, mit der Zeit aber wird der Kreis, dessen Mitglieder Hielscher durch Vortragsveranstaltungen im Rahmen bündischer und studentischer Organisationen rekrutiert, jünger, und die religiösen Ambitionen, die von Anfang an den eigentlichen Antrieb seiner vordergründig politischen Texte ausmachten, treten stärker hervor. Zudem rückt Hielscher (der stets Persönlichkeiten aus allen politischen Lagern zu seinen Freunden zählte) – jedenfalls nach seiner Selbsteinschätzung – nach links, während er die Rechte jetzt insgesamt (und nicht mehr nur ihren großbürgerlich-reaktionären Flügel) als Partei des Kapitalismus auffaßt, seine tribale und regionalistische Ausrichtung forciert und selbstkritisch vermerkt, daß er sein „Reich" irrtümlich mit dem der Deutschen identifiziert habe.

Während des Dritten Reiches ermutigt er seine Anhänger, Schlüsselpositionen einzunehmen, um aus diesen heraus, mit dem langfristigen Ziel eines gewaltsamen Umsturzes, „Sand in das Getriebe zu werfen". Zwar blieb das Fernziel völlig illusorisch, doch gelang es ihm mit seiner Unterwanderungsstrategie, durch die ihm eigene Verbindung der von Jünger hervorgehobenen Weiträumigkeit des Denkens mit realistischen Einschätzungen im Detail, etwa jüdischen Freunden die Flucht zu ermöglichen oder eine Unabkömmlichkeitsstellung zu verschaffen, die ihr Leben rettete. Besonders tragisch war der Fall Wolfram Sievers', dem Jünger in *Heliopolis* ein – wie er sagt – „bescheidenes Denkmal" gesetzt hat: Der enge Freund Hielschers wurde auf dessen Anraten hin Geschäftsführer von Himmlers „Ahnenerbe" und deckte in dieser Position zahlreiche oppositionelle Aktivitäten des Kreises; da Himmler aber 1942 das „Institut für wehrwissenschaftliche Zweckforschung", in dem Menschenversuche durchgeführt wurden, dem Ahnenerbe angegliedert hat, wurde Sievers – trotz der Milderungen, die er für einzelne Opfer erreichen konnte – vom amerikanischen Militärgerichtshof zum Tode verurteilt und 1948 hingerichtet.

Hielscher zog sich nach Kriegsende weitgehend aus dem öffentlichen Leben zurück und widmete sich religionsphilosophischen Forschungen, literarischer Arbeiten und der Ausgestaltung seiner „Unabhängigen Freikirche", die sich nach wiederholten Abspaltungen in den achtziger Jahren auflöste.

Ernst Jünger, der die religiösen Erneuerungsversuche des am 6. März 1990 Verstorbenen immer mit einer gewissen Distanz (und gelegentlicher Ironie) beobachtet hat, nennt dessen Ansatz im Rückblick „nicht unzeitgemäß, sondern vorzeitig".

Freie Heroengemeinschaft

von Karlheinz Weißmann

Selbst einem oberflächlichen Leser Martin Heideggers und der Brüder Ernst und Friedrich Georg Jünger fallen gravierende Veränderungen in deren Textaussagen zwischen der ersten und der zweiten Nachkriegszeit auf. Sie sind nicht mit „Reifung", dem Übergang von einem Früh- zu einem Spätwerk oder individuellen Einsichten ausreichend zu erklären, in ihnen spiegelte sich vielmehr die Massivität bestimmter historischer und individueller Erfahrungen, die zur Korrektur früherer Urteile zwang.

Wenn man trotzdem nach einem Moment der Kontinuität sucht und das im „konservativen Denken" findet, ist dieses erklärungsbedürftig. Daniel Morat, der Verfasser einer vergleichenden Untersuchung zur Weltanschauung Heideggers und der beiden Jünger (Daniel Morat: Von der Tat zur Gelassenheit. Konservatives Denken bei Martin Heidegger, Ernst Jünger und Friedrich Georg Jünger 1920–1960, Göttingen: Wallstein 2007, geb, 592 S., 48,00 €), glaubt aber genau an eine solche Verbindung zwischen Konservativer Revolution zu Beginn und konservativer Tradition am Ende der Entwicklung.

Seine Deutung des einen wie des anderen Bezugsfelds weicht kaum von den üblichen Interpretationsmustern ab. Für Morat ist die Konservative Revolution einerseits Niederschlag des Deutschen Sonderwegs, andererseits Folge der Kriegsniederlage von 1918. Das erklärt für ihn hinreichend die Legierung aus Nationalismus, Aktivismus und einem Versuch, die „große Ordnung" durch Anknüpfen an die Ursprungssituation – insofern eine konservative „Tat" – zu schaffen. Was Ernst und Friedrich Georg Jünger betrifft, erfährt man wenig Neues, in bezug auf Heidegger ist interessant, daß dieser sich zwar verspätet, dann aber um so entschlossener dem Projekt einer „Revolution von rechts" (so der Titel einer von Heidegger geschätzten Schrift Hans Freyers) zuwandte. Vielleicht erklärt diese Verspätung auch, warum Heidegger 1933 so entschlossen glauben wollte, daß die „nationale" eben diese „Revolution von rechts" sein könnte und vergleichsweise lange brauchte, um seinen Irrtum zu begreifen.

Man hätte sich an dieser Stelle eine gründlichere Reflexion auf die Wirkung von Rektoratsrede und persönlichem Einsatz Heideggers in der ersten Zeit des NS-Regimes gewünscht. Etwas, das Morat im Hinblick auf Ernst Jüngers *Arbeiter* versucht, wenngleich man die Ausführungen als unzureichend, teilweise auch als irreführend betrachten muß (weder Ernst Forsthoff noch Gottfried Benn sind ohne weiteres als „Nationalsozialisten" zu apostrophieren). Zu Recht weist er aber auf den Einfluß hin, den der *Arbeiter* auf Heidegger ausgeübt hat, dessen geschichtsphilosophische Vorstellungen gerade während des Krieges nachhaltig von Ideen Jüngers mitbestimmt wurden. Eine glatte Übernahme war das kaum, und die Annäherung zwischen beiden hatte ihre Grenzen immer in dem Vorbehalt Heideggers gegenüber Jüngers Mangel an systematischer philosophischer Bildung, während Ernst Jünger seinerseits an vielen Fragestellungen Heideggers ganz desinteressiert blieb. Er hatte auch mit seiner schroffen Ablehnung gegenüber dem NS-Regime schon im Jahr der „Machtergreifung" eine andere Ausgangsposition eingenommen, die sich scharf von der Heideggers unterschied, aber der seines Bruders glich. Beider

Weg in die „Innere Emigration" und die bewußte Verschiebung ihrer geistigen Interessen ins Mythisch-Zeitlose – auch der Entschluß, „ein wenig neues Fleisch anzusetzen", wie Jünger vermerkte – zeigte kaum Berührung mit Heideggers fortgesetztem Bemühen, Einfluß auf die Entwicklung zu nehmen. Wieder ist die Verzögerung kennzeichnend, die erst angesichts der „titanischen" Umwälzungen, die sich im Krieg vollzogen, zu einer vollständigen Abkehr führte.





Ganz gelassen: Besuch von Theodor Heuss in Wiflingen und Verleihung des Großen Verdienstkreuzes, 1959

Die Abkehr näherte Heidegger erneut den beiden Jüngers an, Friedrich Georg noch stärker als Ernst, denn in dessen Werk *Die Perfektion der Technik* erkannte Heidegger Positionen, die seinen eigenen in vielem entsprachen. Psychologisch verständlich war auch das Zusammenrücken der Verfemten, genauer gesagt derjenigen, die zwar schlecht zur nationalsozialistischen Intelligenz gezählt werden konnten, denen man aber nachsagte, daß sie als „Wegbereiter" des großen Bösen gedient hatten. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre intensivierten sich die Beziehungen der „freien Heroengemeinschaft" (Ernst Jünger), und in diese letzte Blütezeit des deutschen Zeitschriftenwesens fallen sogar Pläne zur Gründung einer gemeinsamen Publikation, die von Ernst Klett verlegerisch gestützt werden sollte. Zuletzt war man aber zu einzelgängerisch, auch zu empfindlich in bestimmten Punkten und leicht verstimmt über das vermeintliche oder tatsächliche Mißverstehen hier und dort. Am 23. Juni 1949 faßte Heidegger die Gründe für seine ablehnende Haltung mit folgenden Worten zusammen: „Das geeinte Auftauchen unserer Namen, wenn auch nur in der Form einer ständigen Mitarbeiterschaft, würde zu einem Politikum, das vielleicht unsere letzte gewährte Position erschütterte oder doch endgültig verwirrte".

Die Sorge vor solcher Erschütterung erwies sich als unbegründet. Zu Recht weist Morat darauf hin, daß für alle drei nach der Gründung der Bundesrepublik die Zeit der „Defensive" vorbei gewesen sei. Es zeigten sich neue Wirkungsmöglichkeiten. Vor allem Ernst Jünger und Heidegger waren hochgeschätzte Analytiker des Zeitgeschehens und kamen der kulturkritischen Gestimmtheit des Bürgertums entgegen, das sich mit Mühe von der Katastrophe erholt hatte und nun nach Deutungsmöglichkeiten suchte. Man kann Morat auch folgen, wenn er auf die Affinität zwischen diesem sehr milden Konservatismus und den eher essayistischen Schriften Heideggers sowie der Brüder Jünger in den fünfziger Jahren hinweist. Jedenfalls kam keiner von ihnen nach 1945 in Versuchung, sich noch einmal schärfer politisch zu positionieren. Gerade das wird aber von Morat denunziert. Was an dem kurzen Teil seines Buches, der die Nachkriegszeit behandelt, sehr unangenehm berührt, ist der Versuch, die Betonung des schicksalhaften oder epochalen Charakters der NS-Zeit bei Heidegger, Ernst und Friedrich Georg Jünger als Bemühen um individuelle „Schuldverdeckung" zu deuten und ihnen einen prinzipiellen Mangel an politischer Lernbereitschaft vorzuwerfen. Sicher trifft zu, daß die „Deradikalisierung" (Jeffrey C. Herf) des deutschen Konservatismus bei den dreien keine Aussöhnung mit Liberalismus und Demokratie bedeuten mußte, aber man staunt doch über eine Naivität, die meint, Geister dieses Formats am Maßstab der „Verwestlichung" messen zu dürfen.

Wenn sonst nicht, dann merkt man hier, daß der Verfasser der Größe seines Gegenstands nicht recht gewachsen ist, jedenfalls den Erfahrungshintergrund der Rede vom „Nihilismus" nicht ernst zu nehmen weiß und auch nicht die Noblesse hinter der Haltung der Brüder Jünger, die weder die Besatzungsmächte noch die „45er" als berufene Instanzen betrachteten, vor denen man sich zu rechtfertigen hatte; ein halbes Jahr nach Kriegsende schrieb Friedrich Georg Jünger in einem Brief ahnungsvoll: „Ich weiß recht gut, was gewesen ist, und ich ahne auch, was heraufkommt."

Entkoffeiniert

Helmuth Kiesel: *Ernst Jünger. Die Biographie*, Siedler: München 2007. 716 S., geb, 24.95 €

Heimo Schwilk: *Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben*, Piper: München 2007. 624 S., geb, 24.90 €

Es gibt Kaffee, der wie Kaffee schmeckt, aber nicht wie Kaffee wirkt. Er ist entkoffeiniert. Auf den 10. Todestag Ernst Jüngers hin sind zwei Biographien über den Mann erschienen, der viele, die sich als konservativ oder rechts bezeichnen, durch seine Werke erst aufs Gleis setzte. Diese Schüler Jüngers lernen soeben, während sie die Arbeiten Heimo Schwilks und Helmuth Kiesels lesen, daß man sogar denjenigen entkoffeinieren kann, der *Das abenteuerliche Herz* verfaßte.

Was kann zwei Biographen zeitgleich zu solchem Tun anspornen? Ernst Jünger gehört doch bis heute zu jenen Autoren, zu denen man sich nur als Enthusiast oder als Gegner stellen kann. Selbst linke Pamphletisten kamen nicht auf den Einfall, Jünger zu erledigen, indem sie ihn als harmlosen Käfer-, Wörter- und Anekdotensammler beschrieben und sein Werk für den Nachttisch empfahlen. In den Attacken, die etwa ein Nicolaus Sombart im Herbst 1968 ritt, steckt die Panik jener Leser, zu denen während der Jünger-Lektüre eine Stimme spricht: „Du mußt Dein Leben ändern" – und die diesem (weit jenseits aller Politik liegenden) Anspruch zu genügen nicht bereit sind, weil er sie in die Gegnerschaft zum Zeitgeist zwänge.

Der Streit um Jünger gipfelte 1982, als ihm Frankfurt den Goethe-Preis verlieh. Angesichts der übermächtigen Gegner verfielen seine Verteidiger darauf, einen entschärften Jünger zu präsentieren. Man kann dieses Verhalten als die „Verschwilkung" Jüngers bezeichnen, obwohl derjenige, der dem Verfahren nun seinen Namen leihen muß, selbst erst später mitzuwirken begann.

Seither wird der „Jahrhundertgestalt" das einzig Kategorische entzogen, was Jünger als Waffe gegen eine hypothetische Welt zu ergreifen vermochte: die Dynamik des Handelns und des Denkens mit unbedingtem Einsatz. Wo jeder Glaube und alles Institutionelle zersetzt und nihilisiert werden können, ist dieses Unbedingte das einzige, das „steht".

Schwilk hat bei Kiesel studiert, und die Verkaufszahlen zeigen, daß er seinen ehemaligen Lehrer in der Lesergunst übertroffen hat. Es mag daran liegen, daß ihm der Vorgang der Entkoffeinierung besser gelungen ist: Bei Kiesel spürt der wache Leser noch, daß etwas fehlt. Schwilk dagegen hat perfekt gearbeitet. Daher ist ihm aus unserer Sicht Kiesel vorzuziehen.

Wiggo Mann

Belletristik

Leo Perutz: *St. Petri-Schnee*. Roman, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hans-Harald Müller, Wien: Zsolnay-Verlag 2007. 208 S., geb mit SU, 16.90 €

Auf manche Bücher, die man aufgrund des Themas längst entdeckt haben sollte, stößt man durch einen glücklichen Zufall. Mit *St. Petri-Schnee* war es so: Ein Leser dieser Zeitschrift sandte mir als Weihnachtsgabe Alain Boureaus Annäherungen an den Historiker und George-Schüler *Kantorowicz*. Boureau geht im zweiten Kapitel der Frage nach, mit welcher Absicht Ernst Kantorowicz in der Spätphase der Weimarer Republik ausgerechnet über Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen eine im besten Sinne des Wortes „stiftende" Biographie verfaßte – angeregt durch Stefan George, der überhaupt unter seinen Schülern die leidenschaftliche Auseinandersetzung mit großen Individuen förderte.

Es ist der Roman *St. Petri-Schnee*, dessen Handlung für Boureau zur Veranschaulichung dessen dient, was Kantorowicz wollte. St. Petri-Schnee ist die volkstümliche Bezeichnung für einen auf Getreide ansässigen, parasitären Pilz, auch „Muttergottesbrand" genannt, dessen Verzehr religiöse Inbrunst hervorruft. Der Roman handelt vom Vorhaben eines westfälischen Adligen, der mit Hilfe des chemisch erzeugten St. Petri-Schnee die Begeisterung für das Heilige Reich entfachen und einen in Norditalien aufgefundenen Nachkommen Kaiser Friedrichs inthronisieren möchte. Leo Perutz beschreibt dieses Experiment und sein verheerendes Ende in einem gut komponierten, erstmals 1933 und nun erneut aufgelegten Roman.

Und die Parabel? Kantorowiczs St. Petri-Schnee ist sein *Kaiser Friedrich der Zweite* (1927 erstmals erschienen), er hoffte damit ein universell gedeutetes Deutschtum zu erneuern oder erst zu stiften. Bekanntlich gelang dies nicht, und dennoch entfacht sein Werk bis heute in entzündbaren Naturen einen Brand.

Richard Wagner: *Das reiche Mädchen*. Roman, Berlin: Aufbau-Verlag 2007.
256 S., kt mit SU, 19.95 €

Wenn Deutschland, wie Peter Gauweiler jüngst feststellte, in der U-Bahn verteidigt wird, dann wird es am Schreibtisch preisgegeben. Nirgendwo anders hat unser Land einen schlechteren Ruf als dort, wo sich Soziologen, Ethnologen, Pädagogen, Politologen, überhaupt die meisten Angehörigen der „weichen" Fakultäten, über Schreibtische beugen: Hier wird gegen Deutschland geforscht, untersucht, behauptet, promoviert und gelehrt, und keine Erzählung aus dem U-Bahn-Schacht kann den Glauben (um nichts anderes handelt es sich bei solcher Wissenschaft) an den fröhlichen Karneval namens „Multikulturelle Gesellschaft" erschüttern.

Daß die Ethnologin Karin Reemtsma an den Messerstichen ihres Lebensgefährten Asmed S. verblutete, erschütterte im Juni 1997 allenfalls das nähere Umfeld der jungen Frau. Sie war die Nichte Jan Philipp Reemtsmas und ihrem Onkel in dem Verlangen sehr nahe, die deutsche Schuld durch zerfleischende Aufarbeitung zu sühnen. In ihrer 1996 erschienenen Doktorarbeit wies sie auf die Benachteiligung der Zigeuner als Opfergruppe hin. Zu diesem Zeitpunkt war ihr Versuch, durch eine Ehe mit einem ehemals verfolgten Rom die Theorie in der Praxis vorzuleben, längst gescheitert. Weil Karin Reemtsma sich dieses Scheitern nicht eingestehen wollte, blieb sie ein paar Monate zu lang an der Seite ihres Mannes, der ihr Mörder werden sollte.

Dieses Leben und dieser Tod dienten dem 1952 im Banat geborenen Autor Richard Wagner als Vorlage für einen Roman, der unter dem Titel *Das reiche Mädchen* im letzten Sommer, also zehn Jahre nach dem Mord, erschien. Die Anspielungen sind überdeutlich: Sybille (Bille) Sundermann ist Tochter aus reichem Hause und entdeckt bei einer Klassenfahrt ins KZ Bergen-Belsen den Namen des Familienunternehmens auf einer Liste von Firmen, die von Zwangsarbeitern profitierten. Dieser Schock verändert ihr Leben, Bille trägt von da an „Schuld" ab und findet in ein nachgerade stolzes Gutmenschentum. Sie studiert Ethnologie, forscht über Sinti und Roma und heiratet buchstäblich den Gegenstand ihrer Arbeit. Mit großer Präzision arbeit Wagner die fatale Verschiebung heraus: aus Liebe wird die Besessenheit, es den Deutschen und vor allem der eigenen Familie durch eine glückende Mischehe zu zeigen.

Durch eine klug gewählte Erzählstruktur kann Wagner die Tragödie ausdeuten: Er behandelt den Fall im Roman als Vergangenheit und läßt eine dreiköpfige Autorengruppe daraus das Drehbuch für einen Film erstellen. Es ist der Ich-Erzähler Carlo, der jede Illusion zertrümmert und jede Multikultiphantasie als das bezeichnet, was sie ist: ein „gescheitertes Lebenskonzept". Und es ist die Regisseurin Anna, der Wagner die Risikoprognose in den Mund legt: „Ich werde mit diesem Projekt in Teufels Küche kommen."

Mit Sicherheit nämlich hatte Wagner beim Schreiben die heftige Gegenwehr jenes Heeres antideutscher Maulwerksburschen im Blick, von dem anfangs die Rede war. Denn wo die Realität als Lehrmeisterin nichts zählt, darf auch die Kunst nicht zu nah an der Wirklichkeit sein. Und um Welterschließung handelt es sich beim vorliegenden Buch ganz ohne Frage: Richard Wagner hat den Fall der schuldstolzen Ethnologin bis zu ihrem gewaltsamen Tod hin glänzend ausgedeutet und einen der wichtigsten Romane der letzten Jahre geschrieben.

Götz Kubitschek

Doppeltes Leben

Gottfried Benn. Sein Leben in Bildern und Texten. Zusammengestellt von Holger Hof, Stuttgart: Klett-Cotta 2007. 280 S., geb, Abb., 49.00 €

So tief, so genau haben wir noch nie bei Gottfried Benn vorbeigeschaut. Vielleicht haben wir bislang bei keiner unserer Ikonen solch Einblick genommen, da auch die *Bilder und Texte* zu Ernst Jünger (Stuttgart 1988) an der Oberfläche bleiben. Das Benn-Buch ist ein unglaublich großes, unglaublich beeindruckendes Buch, das jedem in Sachen Benn weiterhilft. Denn, was man von ihm weiß, sind oft Klischees, seinen Ruf und sein Image bestätigend, wie auch die immer gleichen Fotos, die rausgekramt werden, wenn mal wieder irgendein Artikel erscheint. Holger Hof, der die letzten Bände der Gesamtausgabe besorgte, kann man wohl als den besten Benn-Kenner der Welt bezeichnen. Das zusammengestellte Material, die Fülle unbekannter Fotos, die Abdrucke der Originalnotizbücher des dichtenden Dermatologen, all die Einzelheiten, die Kleinigkeiten, die sich auch in der opulenten und intelligenten Aufmachung zeigen, beeindrucken, überraschen, rühren. Da ist zum einen die vielbeschworene Ambivalenz, das „Doppelleben", zwischen Spießer und düsterem Sänger, dem korrekten Arzt und dem Schwerenöter in jedem Belang. Immer aber bleibt das „Hirn", dieser physiologische Beweis und Ausdruck des Menschseins, aus dem wohl die Zeilen und Verse kamen. Den besten Kommentar liefert Benn selbst: Viele, die ihn bislang nicht so nah kennengelernt haben (und das sind wohl die meisten) werden sagen, „den hatten wir uns anders vorgestellt. Das tut mir leid, aber gedenken Sie an Ernst Jüngers Bemerkung, Nihilisten sehen immer besonders gesund aus und sind besonders gesund. Vielleicht hat er recht."

Fritz Keilbar

Radikaler Skeptiker

Bernd Mattheus: *Cioran. Portrait eines radikalen Skeptikers.* Berlin: Matthes & Seitz 2007. 367 S., geb, 28.90 €

Nachdem 2006 Patrice Bollons umfassende Studie über den Ketzer Emil Cioran in deutscher Übersetzung erschien, nun ein Portrait des radikalen Skeptikers, das seinen Ausgangspunkt etwas impressionistisch von der Bekanntschaft mit dem „freundlichen Misanthropen" Cioran nimmt, dann aber systematisch und gut lesbar dessen Leben und Werk in den Blick nimmt.

Mattheus' Buch folgt diesem einzigartig misanthropischen Werk unter der Devise Gómez Dávilas, daß alle echte Philosophie gegen den Skeptizismus und mit seiner Hilfe gestaltet werde. Dabei erfährt man einerseits Bekanntes, wenn Mattheus ausführlich die Schriften Ciorans und ihren (Miß)erfolg Revue passieren läßt, aber auch immer wieder Neues, wenn auch oft en passant, etwa, daß Ciorans Alptraum eine Moschee in jedem Pariser Quartier sei. Oder daß er in einem Interview feststellt, Paris sei bereits teilweise von Barbaren okkupiert; die Menschen nachts in der Métro hätten nichts mehr mit Frankreich zu tun – was politisch korrekt indes aus der veröffentlichten Fassung entfernt wurde.

Mattheus' Darstellung verliert sich nicht in unwichtigen Einzelheiten, sondern schält den denkerischen (nicht: philosophischen) Kern des Cioranschen Werkes heraus (Bewußtsein als Verhängnis), auch wenn der Erzählfluß manchmal in der chronologischen Aneinanderreihung etwas zum Stocken kommt. Die Zitate aus Ciorans *Cahiers*, die bisher nur in einer arg verstümmelten und gekürzten deutschen Ausgabe erschienen, präsentieren anschaulich Ciorans Leben. Als zeitgeschichtliches Dokument liest man das Buch am besten parallel zu Turcanus Biographie über Mircea Eliade.

Till Kinzel

Roter Baron

Joachim Castan: *Der Rote Baron. Die ganze Geschichte des Manfred von Richthofen*, Stuttgart: Klett-Cotta 2007. 400 S., geb, 24.50 €

Hätten andere Nationen einen Jagdflieger, der im Ersten Weltkrieg achtzig Luftsiege errungen hat, wäre diesem auch heute noch die Verehrung als Held und Vorbild sicher. In Deutschland sieht das bekanntlich anders aus, so daß der „Rote Baron" im Ausland eher ein Begriff ist als in Deutschland. Angesichts dieser Lage ist es zu begrüßen, daß endlich eine deutsche Biographie dieser Ausnahmegestalt vorliegt. Der Autor wird deshalb auch nicht müde, sein Buch als Pionierleistung anzupreisen, was es zweifellos ist. Gestützt auf bislang nicht genutzte Dokumente zeichnet Joachim Castan das kurze Leben des Rittmeisters nach, der am 21. April 1918 abgeschossen wurde. Von seiner Herkunft, über seinen Dienst als Ulanenleutnant, den Ausbruch des Weltkriegs, seinen unbedingten Willen zu den Fliegern zu kommen (der viele Widerstände, u. a. das Nichtbestehen der Flugprüfung, überwinden mußte) bis hin zu seiner Verehrung als der Kriegsheld par excellence, der gut aussah und seinen Lebensinhalt im Krieg fand. Castan schildert den harten Alltag der Jagdflieger, der im Widerspruch zu den glänzenden Orden zu stehen scheint. Und schließlich die hohen Verluste, die diese Waffengattung zu verzeichnen hatte: nirgends fielen so viele Pour-le-mérite-Träger. Castan ist von seinem Gegenstand fasziniert und weiß doch, daß er das als Deutscher nicht darf. Deshalb muß er Richthofen analysieren, ihm neurotische Störungen unterstellen: Es kann doch nicht sein, daß da einer gegen jede Vernunft und Wahrscheinlichkeit sein Leben auch nach dem x-ten Luftsieg wieder in die Waagschale wirft. Doch, das gab es.

Erik Lehnert

Weltkrieg

Nils Fabiansson: *Das Begleitbuch zu Ernst Jünger „In Stahlgewittern“*, Hamburg/Berlin/Bonn: E. S. Mittler & Sohn 2007. 158 S., br, zahlr. Abb., 19.90 €

In Stahlgewittern ist nicht nur Jüngers Erstling, es ist auch sein weltweit bekanntestes Buch und zudem das meistverkaufte geblieben: Es gibt sieben Fassungen und mittlerweile 47 Auflagen. Viel ist über das Buch geschrieben worden: mit und ohne Zeigefinger, tiefschürfend und oberflächlich. Was bislang fehlte, war die naheliegende Verortung dieses Buches auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges. Jüngers unmittelbare Zeitgenossen konnten mit den Ortsnamen noch etwas anfangen, hatten den Krieg in der Zeitung verfolgt oder an denselben Schlachten teilgenommen wie der Autor. Da dieses Wissen heute fehlt, hat sich ein schwedischer Historiker der Aufgabe unterzogen, eine entsprechende Lesehilfe zu verfassen. Als Schlachtfeldarchäologe kennt er die Orte des Geschehens nicht nur aus Büchern, sondern hat versucht, sich durch Geländeerkundung und Kartenstudium ein unmittelbares Wissen über die damaligen Vorgänge anzueignen. In fünf Kapiteln folgt er dem Weg Ernst Jüngers von der Meldung als Freiwilliger, über die ersten Fronterfahrungen im Januar 1915, die Bewährung als Spähtruppführer bis hin zur Auszeichnung mit dem Pour le mérite. Der Wert des Buches besteht vor allem in den zahlreichen Abbildungen, die diesen Weg illustrieren: historische Aufnahmen und Karten, Handskizzen Jüngers, Aufnahmen des heutigen Geländes sowie Gräber gefallener Kameraden Jüngers. Die teilweise chaotischen Kampfhandlungen werden nachvollziehbarer. Die metaphysische Ebene des Buches bleibt dagegen völlig unberührt, was den Vorteil hat, daß es für den Leser noch genug zu entdecken gibt.

Erik Lehnert

Bürgerkrieg

Martin Tielke: *Der stille Bürgerkrieg. Ernst Jünger und Carl Schmitt im Dritten Reich*, Berlin: Landt 2007. 142 S., geb, 8 Abb., 24.90 €

Läßt sich über das Thema Ernst Jünger-Carl Schmitt eigentlich noch etwas Neues sagen? Im Grunde nicht. Wer allerdings das Buch von Martin Tielke liest, wird zu dem Ergebnis kommen, daß diese Einschätzung dann vorschnell erfolgt, wenn man außer acht läßt, wie viele Facetten beider Beziehung hatte und welche Bedeutung der NS-Zeit für ihre Entwicklung zukam.

Tielke spricht von Jünger und Schmitt als „Zeugen und Diagnostikern des im Untergrund geführten Bürgerkrieges“, einer Auseinandersetzung mit verdeckten Fronten, die es notwendig machte, sich Partisanentaktik anzueignen, immer auf Fallen und doppeltes Spiel gefaßt zu sein und Kassiber auszutauschen, um die Verbindung aufrechtzuerhalten.

Überstanden haben sie den Bürgerkrieg, aber nicht unverletzt. Jünger verlor seinen ältesten Sohn, was eine tiefe und wohl niemals verheilte Wunde hinterließ, Schmitt sah sich erneut verfemt und von den „45ern“ in gleicher Weise verfolgt wie von den „33ern“. Dieser Wahrnehmung lag eine besondere Art der Selbstgerechtigkeit zugrunde, die das Gespräch in den Nachkriegsjahren erschwerte, hinzu kamen auch persönliche Unzulänglichkeiten und Schmitts Neid auf Jüngers neuen literarischen Erfolg.

Entscheidend dürfte aber die veränderte Selbstwahrnehmung Jüngers gewesen sein, der sich dabei ertappt zu haben glaubte, eigentlich nie ein politischer, sondern immer ein musischer Mensch gewesen zu sein, während Schmitt die Neigung zu kosmischer Schau mit Irritation beobachtete: Er kannte sich besser als Jünger, jedenfalls gut genug, um zu wissen, daß er ein „Chaopolit“ war und bleiben würde.

Martin Voelkel

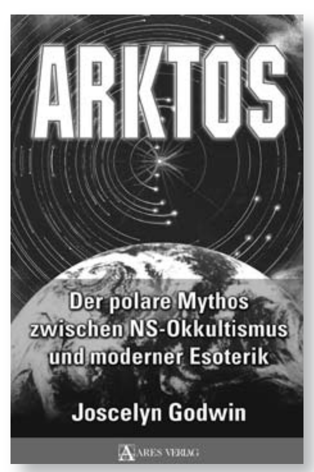
Nachkrieg

Ernst Jünger/Stefan Andres:Briefe 1937–1970. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von Günther Nicolin, Stuttgart: Klett-Cotta 2007. 184 S., geb, Abb., 21.50 €

Ein einleitender Dialog. – A: Mensch, der Jünger, der hat sich auch mit dem Andres Briefe geschrieben! B: Sieht ganz so aus. Hat scheinbar viele Briefe geschrieben, der Jünger … Aber wer ist denn eigentlich dieser Andres? – Eine längere, abschließende Bemerkung: Stefan Andres (1906–1970) kennen vielleicht nicht mehr viele, obwohl er einer aus der Reihe ernstzunehmender katholischer Autoren aus Deutschland ist, die leider etwas vergessen sind, ähnlich wie Bergengruen oder Reinhold Schneider – nur Böll hat’s irgendwie geschafft. Andres nimmt als junger Autor 1937 Kontakt zu Jünger auf, aus Verehrung für den anderen, aber auch, um in einen kollegialen Dialog zu treten. Zudem versucht Andres seiner zunehmenden Isolierung – seine Aversionen gegen das NS-Regime kann er kaum verbergen, seine Frau ist Halbjüdin – zu entfliehen. Anders als bei anderen Briefpartnern Jüngers ist das Verhältnis zu Andres scheinbar nie durch persönliche Verstimmungen und vermeintliche Kränkungen getrübt, was sicherlich schön für die beiden war, uns jedoch nach Höhepunkten in den Briefen suchen läßt. Andres schreibt übrigens die interessanteren Briefe, und er tritt nach dem Krieg vehement für eine Aufhebung des Publikationsverbotes gegen Jünger ein. Andres wird sein selbstgewähltes Exil in Italien bis zu seinem Tod 1970 nicht verlassen. Darum sind die Briefe auch zum Teil von einer rührenden Episode geprägt: der geplanten und versuchten Durchführung eines Besuches von Jünger bei Andres. Zwanzig Jahre dauern diese Planungen. Im Frühjahr 1968 ist es dann soweit.

Konrad Roenne

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN 978-3-902475-40-4
Joscelyn Godwin
ARKTOS
Der polare Mythos zwischen NS-Okkultismus und moderner Esoterik
335 S., zahlr. S/W-Abb., Hc.
€ 29,90

Stammen die Wurzeln der Kultur aus dem Norden, aus Thule oder Atlantis?
Der Mythos einer „arischen Rasse“, die Vorstellung einer hohlen Erde und die Suche nach legendären spirituellen Zentren wie Agartha und Shambala stehen in engem Zusammenhang mit dem polaren Mythos, der nicht nur im NS-Okkultismus anzutreffen war, sondern auch bei heutigen Esoterikern eine Rolle spielt. Wissenschaftlich akribisch und doch spannend dokumentiert der Autor die verschlungenen Wege dieser Ideen.



ISBN 978-3-902475-33-6
Thor von Waldstein
DER BEUTEWERT DES STAATES
Carl Schmitt und der Pluralismus
216 Seiten, Hardcover
€ 19,90

Einen Staat nennt man pluralistisch, wenn seine Willensbildung entscheidend beeinflußt wird von nichtstaatlichen Kräften, etwa der Wirtschaft, sozialen Gruppen und sonstigen „pressure groups“. Es war Carl Schmitt, der die von Harold Laski entwickelte Pluralismustheorie einer gründlichen Untersuchung unterzog. Die vorliegende Studie zeigt Schmitts fundamentale Kritik an der unsichtbaren Herrschaft der Verbände als ein zentrales Element seines Antiliberalismus. Ein Thema von hoher Aktualität.



ISBN 978-3-902475-32-9
Werner Bräuninger
„ICH WOLLTE NICHT DANEBEN STEHEN ...“
Lebensentwürfe von Alfred Baeumler bis Ernst Jünger Essays
352 Seiten, ca. 40 Fotos, Hardcover
€ 19,90

So gut auch die Zeit des Dritten Reiches erforscht ist, so wenig bekannt ist die Mentalitätsgeschichte dieser Zeit, insbesondere, was die Motive und geistigen Hintergründe jener konservativen und rechten Intellektuellen betrifft, die nur zu oft zwischen Hingabe, innerer Emigration und offenem Widerstand schwankten. 14 Essays über Vertreter der „Inneren Emigration“, NS-Dissidenten und Bruchlinien jener Zeit.



ISBN 978-3-902475-38-1
Claus M. Wolfschlag
TRAUMSTADT UND ARMAGEDDON
Zukunftsvision und Weltuntergang im Science-Fiction-Film
240 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W Abbildungen, Hardcover
€ 19,90

Nicht in allen Science-Fiction-Filmen erscheint die Zukunft als technisches Wunderland. Viele Filme gehen davon aus, daß unser liberal-kapitalistisches System in eine dunkle Zukunft führt, die von Umweltkatastrophen, totalitärem Machtmißbrauch oder einem Zerfall der Gesellschaft in Bürgerkrieg geprägt ist. Hinter der Action-Fassade vieler SF-Filme findet sich häufig eine grundlegende Kulturkritik.



ISBN 978-3-902475-02-2
Armin Mohler / Karlheinz Weißmann
DIE KONSERVATIVE REVOLUTION IN DEUTSCHLAND 1918–1932
Ein Handbuch
6., völlig überarb. und erweiterte Auflage, 643 Seiten, ca. 100 S/W-Abbildungen, Hc.
€ 49,90

Neuauflage des wichtigsten Grundlagenwerkes zum Thema. Neben den wichtigsten Organisationen der Bündischen Jugend, der völkischen Bewegung, der Jungkonservativen und des „Soldatischen Nationalismus“ der Zwischenkriegszeit werden über 350 Personen in Kurzbiographien mit ausführlicher Bibliographie vorgestellt, darunter Carl Schmitt, Ernst Jünger, Oswald Spengler, Edgar Jung, Ludwig Klages, Hans Zehrer und der Tat-Kreis, Othmar Spann, Hans Freyer, Stefan George u. v. a. m.



ISBN 978-3-902475-43-5
Oswald Spengler
JAHRE DER ENTSCHEIDUNG
Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung
Neu herausgegeben von Frank Lisson
184 Seiten, Hardcover
€ 19,90

Die Schriften des Geschichtsphilosophen Oswald Spengler, des „Meisterdenkers der Konservativen Revolution“, werden wieder intensiv diskutiert. So auch Spenglers 1933 erschienene Schrift „Jahre der Entscheidung“, die häufig als Vorwegnahme heutiger Krisen in einer globalisierten Welt gedeutet wird und nun wieder greifbar ist. Oswald Spengler verfügte über das, was gemeinhin als „visionärer Blick“ bezeichnet wird. Von dieser Warte aus sah er den Niedergang Europas voraus. Spengler hoffte, daß dieser Niedergang verzögert werden könne. Hierbei schrieb er den Deutschen eine zentrale Rolle zu.

ARES VERLAG GmbH
www.ares-verlag.com

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H., Hofgasse 5, A-8011 Graz,
Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Politische Theologie

Hans Blumenberg/Carl Schmitt: Briefwechsel 1971–1978 und weitere Materialien. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Alexander Schmitz und Marcel Lepper, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007. 310 S., geb, 26.80 €

Wie macht man aus 15 Briefen durchschnittlicher Länge ein Buch von 310 Seiten? Indem man alle greifbaren Materialien dazu abdruckt. Damit wird der Band über den etwas irreführenden Titel Briefwechsel hinaus zu etwas, das weitaus wichtiger ist: einem schönen Textbestand zum nach wie vor aktuellen Thema der Politischen Theologie, der Schmitt seine letzte selbständige Veröffentlichung gewidmet hatte: *Politische Theologie II*. Er bezog sich darin auf Blumenbergs Buch *Legitimität der Neuzeit*, was diesen veranlaßte, ermuntert durch einen Kollegen, zu Schmitt Kontakt aufzunehmen. Aus den beigegebenen Nachlaßtexten Blumenbergs wird deutlich, daß er, der Schmitt als Geistesgröße gegen Taubes verteidigt hatte, ihm gewisse antisemitische Verlautbarungen nicht verzeihen konnte. Sonst trennt die beiden gar nicht so viel, wie man vielleicht denken könnte.

Das Nachwort beleuchtet Begriffe und Entwicklungen, die zu der Auseinandersetzung geführt haben. Es zeichnet sich durch eine gewisse Unaufgeregtheit aus. Man darf darin doch einen Fortschritt erblicken, daß das, was früher CS und Blumenberg über alle Grenzen hinaus möglich war, jetzt auch in der Öffentlichkeit möglich ist: in der Haltung miteinander zu sprechen, daß es immerhin möglich ist, daß der andere recht hat: ein Gespräch zu führen. Der Band ist ein kleines Signal, daß man bereit ist, bestimmte Frontstellungen der 60er Jahre zu räumen. Wir wollen hoffen, daß das nicht der grassierenden Beliebigkeit geschuldet ist, sondern echter Einsicht folgt.

Erik Lehnert

Multipolare Welt

Alain de Benoist: *Carl Schmitt und der Krieg*, Berlin: Edition JF 2007. 127 S., geb, 19.80 €

Die Amerikaner berufen sich zu Unrecht auf Carl Schmitt. Denn ihr „Krieg" gegen den Terrorismus ist kein „gehegter", wie ihn der deutsche Staatsrechtler immer wieder angemahnt hat. Alain de Benoist verdeutlicht das in seinem neuesten Essay. Der „gehegte Krieg" basiere auf einer relativen Feindschaft, die als solche anerkannt werde.
In ihm zeigten sich temporäre politische Gegensätze, die auch von der Möglichkeit ausgingen, Frieden zu schließen. Die amerikanischen Aktionen gegen Al Quaida seien jedoch quasi religiöse Konfrontationen, sie stellten den Kampf zwischen Gut und Böse dar. In ihrem Verlauf würden die Gegner als „barbarisch" und „irrational" dämonisiert und Friedensverträge dadurch unmöglich – der Feind sei kein *relativer*, sondern ein *totaler*.
Schmitts Theorien sind mithin aktueller denn je. Und ebenso sind es ihre Weiterentwicklungen durch Benoist: Daß der biblische Monotheismus, die absolute Feindschaft heraufbeschworen habe und daß sie in seinen säkularisierten politischen Varianten bis heute fortwirke: in den Menschenrechten, die keine anderen juristischen Grundsätze neben sich duldeten. Und natürlich im Glauben der USA, es sei „Sache der restlichen Welt, sich ihnen anzupassen". „Entweder ihr seid mit uns, oder ihr seid mit den Terroristen", sagte George Bush am 20. September 2002 vor dem US-Kongreß. Für Alain de Benoist bedeutet das „ewigen Krieg" im Namen eines „ewigen Friedens" – ein Rückfall in die Zeit noch vor dem Mittelalter und seiner Vorstellung eines *bellum iustum*. Eine multipolare Welt stellt dazu eine Alternative dar. Es wäre geraten, wenn man das jenseits des Atlantiks begreift.

Michael Böhm

Konservatismus

Briefwechsel Ernst Forsthoff/Carl Schmitt (1926–1974), hrsg. von Dorothee Mußgnug, Reinhard Mußgnug und Angela Reinthal, in Zusammenarbeit mit Gerd Giesler und Jürgen Tröger, Berlin: Akademie-Verlag 2007. XII + 592 S., geb, 25 Abb., 49.80 €

Wenn man die Geschichte des Nachkriegskonservatismus in Deutschland schreiben wollte und zu dem Zweck von Parteien und Organisationen ausginge, ergäbe sich ein trauriges Bild. Ein paar Splittergruppen hier, ein paar Mehrheitsbeschaffer für die Union dort, ansonsten Nostalgiker und Gescheiterte. Ganz anders der Eindruck, wenn man sich auf die Intellektuellen konzentrieren würde, da ergäbe sich eine beachtliche Linie, von der Literatur (Benn, die beiden Jünger) über die Philosophie (Heidegger, Joachim Ritter, Willms) bis zur Geschichtsschreibung (Gerhard Ritter, Rothfels, Nipperdey, Hillgruber, Nolte). Vor allem aber würde die Zahl der Soziologen (Gehlen, Kesting, Schelsky) und der Staatsrechtler hervorstechen, wobei unter diesen Carl Schmitt und Ernst Forsthoff eine besondere Bedeutung zuzumessen wäre. Deshalb wurde die Veröffentlichung ihres Briefwechsels auch mit besonderer Spannung erwartet. Man darf sagen, daß diese Erwartung nicht enttäuscht wird, wenngleich man etwas irritiert über das Fehlen einer ausführlichen Korrespondenz in der Endphase der Weimarer Republik und zu Beginn des NS-Regimes ist. Dafür entschädigt ein reger Gedankenaustausch in der Nachkriegszeit, in dem zwar Privates eine Rolle spielt, in erster Linie aber die Beobachtung und die Analyse des Politischen im Zentrum steht. Einen Konservatismus im eigentlichen Sinn hielten Schmitt und Forsthoff übrigens nicht mehr für möglich, und ihre Begründung für diese These ist mehr als nachdenkenswert.

Martin Voelkel

CS und Gretha

Briefwechsel Gretha Jünger/ Carl Schmitt (1934–1953). Herausgegeben von Ingeborg Villinger und Alexander Jaser, Berlin: Akademie Verlag 2007. 240 S., geb, 18 Abb., 44.80 €

Carl Schmitt soll nur mit zwei Frauen einen Briefwechsel geführt haben, wobei der mit Gretha Jünger der mit Abstand umfangreichere ist. Gretha von Jeinsen, so ihr Geburtsname, war von 1928 bis zu ihrem frühen Tod 1960 mit Ernst Jünger verheiratet. Zu dem Briefwechsel mit Schmitt kam es, weil sich die Männer angefreundet hatten. Gretha bat Schmitt, die Patenschaft für ihren zweiten Sohn Alexander zu übernehmen, was er auch tat. Intensiv wird der Briefwechsel in der Kriegszeit, als Jünger es sich in Paris gutgehen läßt und der ältere Sohn in die Fänge der NS-Justiz gerät und schließlich fällt. Diese Intensität setzt sich nach Schmitts Entlassung aus der Haft 1947 fort, als der „Paria" zunächst für jede Zuwendung dankbar war. Gretha schreibt dann auch, daß die Situation von 1933 und 1950 für Schmitt „nicht unähnlich" sei. 1953 kommt es recht unvermittelt zum Bruch. Gretha gibt die Schuld Armin Mohler, dem sie eine Intrige vorwirft. Hier ist der Kommentar um eine gerechte Bewertung bemüht. Letztendlich läuft es aber darauf hinaus, daß Gefallsucht im Zusammenhang mit Alkohol bei allen Beteiligten mitunter zu Geschwätzigkeit führt, was üble Folgen haben kann, die später zwar bereut, aber nicht mehr rückgängig gemacht werden können. So auch in diesem Fall. Der Briefwechsel zeigt Gretha als selbstbewußte Frau, die über Ihrem Mann in leicht ironischem Ton schreiben konnte. Ob man ihr deshalb eine „genderkritische Wahrnehmung ihrer Zeit und Lebenssituation" unterstellen darf, ist fraglich. Im Zweifel hielt sie immer zum „Gebieter" und organisierte die Umzüge.

Fritz Keilbar

CS und sein Verleger

Carl Schmitt/Ludwig Feuchtwanger: Briefwechsel 1918–1935. Herausgegeben von Rolf Rieß. Mit einem Vorwort von Edgar J. Feuchtwanger, Berlin: Duncker & Humblot 2007. 447 S., br., 48.00 €

Carl Schmitts ambivalentes Verhältnis zu Juden ist bekannt. Einerseits gibt es von ihm Äußerungen, die man antisemitisch auslegen muß, andererseits faszinierten ihn jüdische Denker wie kaum andere, so daß er im hohen Alter bekannte, eigentlich nur noch mit solchen Gespräche führen zu wollen. Da lag allerdings die Erfahrung der eigenen Ausgrenzung hinter ihm.
Der Briefwechsel mit seinem Verleger Ludwig Feuchtwanger, Bruder des Bestsellerautors Lion Feuchtwanger, promovierter Jurist und seit 1911 Leiter der Verlags Duncker & Humblot, fällt in Schmitts vielleicht sorgloseste Zeit, in der er als Professor anerkannt und als Autor gefragt war. Er befand sich in einer Situation, in der er dem Verlag die Bedingungen fast diktieren konnte, wovon er auch weidlich gebrauch machte. Solches Feilschen hat immer etwas Unappetitliches, zumal dann, wenn es nicht um die Existenz geht. Was an dem Briefwechsel beeindruckt, ist der intensive Austausch, den beide fast die ganze Zeit über pflegen: ein Beispiel für die Kommunikation kultivierter Menschen, die ein gemeinsames Interesse zusammengeführt hat, ohne daß sich darin das Gespräch erschöpft. So verteidigt Schmitt an einer Stelle Jünger gegen den Vorwurf der Substanzlosigkeit. Das Ende des Briefwechsels, als Feuchtwanger 1933 seine Arbeit aufgeben muß, stellt Schmitt in kein allzu günstiges Licht. Menschliche Größe kann man ihm nicht nachsagen. – Der Band ist sparsam aber redundant kommentiert. Das knappe Nachwort beschränkt sich zum Glück nicht auf das Ende des Briefwechsels.

Erik Lehnert

Klausur in der Waffenkammer

von Thorsten Hinz

Zu den zeitlosen Werken über die individuelle Selbstbehauptung gehört Ernst Jüngers *Auf den Marmorklippen*. Der Rückzug des Erzählers und seines Bruder in die Rautenklause hoch über dem vom Oberförster angerichteten Schrecken bedeutet keine Abkehr von der Welt, sondern eröffnet die Möglichkeit, sie im Geistigen desto intensiver zu erfahren und Klarheit über sie zu gewinnen. Die ständige, unmittelbare Konfrontation mit ihren Gemeinheiten und Widrigkeiten würde diese Möglichkeit zerstören und die Brüder nur in eine kräftezehrende, permanente Überreizung stürzen. Das Haus auf den Marmorklippen ist der Ort unverstellter Kommunikation, der freien Rede, des ruhigen Austauschs der Argumente – alles dessen, was in der von Lüge, Gewalt und Furcht geprägten Außenwelt nicht mehr möglich ist.

Widerstehen heißt zunächst also, einen Raum zu erschaffen, in dem die allgemeine Verrücktheit außer Kraft gesetzt ist. Trotz aller Verborgenheit ist das bereits ein politischer Akt, denn es wird im Miniaturformat eine andere Möglichkeit für die Gesellschaft realisiert. Daher bildet dieser Raum einen Hort potentieller Gegenwehr und ein politisches Symbol. „Vor allem aber setzten wir unsere Arbeit an der Sprache fort, denn wir erkannten im Wort die Zauberklinge, vor deren Strahlen die Tyrannenmacht erblaßt. Dreieinig sind das Wort, die Freiheit und der Geist." Diese Dreieinigkeit lebt in der Bereitschaft, zu gegebener Zeit vor die Türe zu treten. Das Risiko des Scheiterns ist groß, und wie leicht lassen Furcht und Zögerlichkeit den richtigen Zeitpunkt verfehlen! So geht am Ende auch die Rautenklause in Flammen auf, und ihre Bewohner flüchten.

Es handelt sich um mehr als eine Phantasmagorie über das Dritte Reich, es ist eine Parabel über die Möglichkeit einer humanen Existenz unter Diktatur und Repression. Als nach der Maueröffnung Jüngers Bücher greifbar wurden, erfuhren nicht wenige Leser in der DDR bei der Lektüre, daß sie instinktiv, wenn auch mit schwachen Mitteln, dem in den *Mamorklippen* entworfenen Modell nachgeeifert hatten. Verblüffend auch die Parallele zu Christa Wolfs *Sommerstück*, das 1989 erschien. Wolfs Text hat zwar keinen vergleichbaren künstlerischen Rang, aber auch er handelt von einer kleinen, verschworenen Gemeinschaft, die den Rückzug in eine Gegenwelt – in ein entlegenes Dorf in Mecklenburg – angetreten hat und sich in der Kultivierung und der bedächtigen Reflexion übt. Das Gefühl, zu spät zu kommen, herrscht ebenfalls vor, wie auch zum Schluß das Bauernhaus-Refugium vom Feuer zerstört wird.

Nun ließe sich gerade am DDR-Beispiel die Unfruchtbarkeit solcher Rückzüge und von dissidenten bzw. halbdissidenten Existenzen demonstrieren. Was haben sie schließlich gebracht? Das Geheimwissen, das in diesen Zirkeln gepflegt wurde, blieb nach 1989 unsichtbar oder äußerte sich im Gestammel über den wahren Sozialismus, der erst noch errichtet werden müsse! Die einzige politische Fernwirkung auf das wiedervereinigte Deutschland scheint eine realsozialistische Erwartungshaltung an den Staat zu sein, die persönliche Rundumversorgung sicherzustellen. Kritische DDR-Intellektuelle, sofern sie sich politisch definierten, haben ganz überwiegend ein utopisch-revolutionäres Bewußtsein und eine marxistische Chiliasmushaltung gepflegt, die sie gegen den erstarrten Dogmatismus der Staatspartei setzten. Das hatte soziologische Gründe (die neue Elitenbildung in der DDR erfolgte im Zeichen einer so-

zialistischen Kultur- und Bildungsrevolution) wie auch politisch-psychologische: Der DDR die sozialistische Grundlage zu bestreiten hätte bedeutet, ihre staatliche Existenz anzugreifen, denn nur als sozialistischer Alternativentwurf zur BRD ergab der zweite deutsche Staat einen Sinn. Das aber hätte als staatsfeindlich und kriminell gegolten.

So wurde um der eigenen Unversehrtheit willen die sozialistische Logik verinnerlicht. Jene Kräfte im Westen, die wegen ihres scheinbar dissidenten Habitus' als Verbündete empfunden wurden, waren ebenfalls Linke. Da sie nur über die Medien erlebt wurden, blieb in der DDR weitgehend verborgen, daß sie längst selber einen hegemonialen Meinungszwang ausübten. Das ist der entscheidende Punkt: Da die DDR-Bürger trotz Westmedien und -besuchern jahrzehntelang in der Abschottung durch den Staat lebten, lag die Gefahr nahe, daß dieser Zustand sich in der Sezession lediglich reproduzierte und die Rautenklause statt Welthaltigkeit einen ungesund-inzestuösen Geist bewahrte. Das wurde dort auch zunehmend so empfunden, weshalb die Ausreisezahlen von Jahr zu Jahr stiegen.

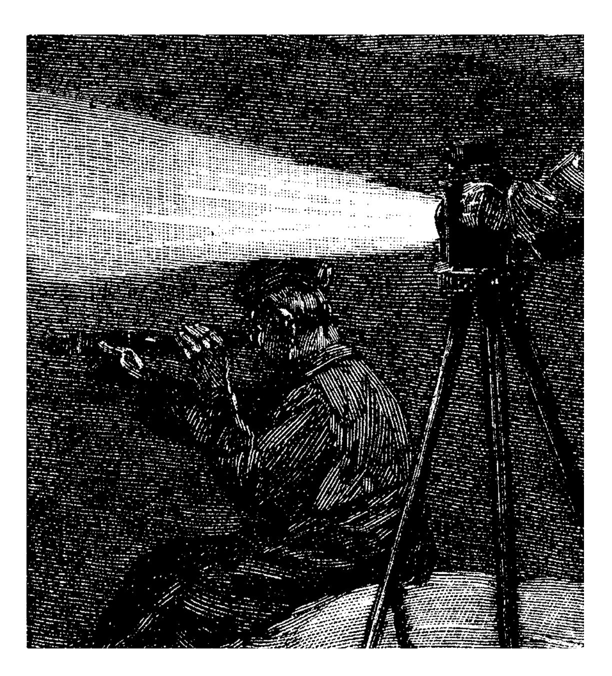
Es gab aber Ausnahmen, die prominenteste ist der Schriftsteller Heiner Müller, wobei es kein Zufall ist, daß er ein bekennender Jünger-Anhänger war. Müller vermochte es, noch in einer vergifteten Chemielache von Bitterfeld ein Stück von der Welt sich spiegeln zu lassen. Während ihm der führende Theaterkritiker der FAZ nach 1989 bescheinigte, er sei doch nur ein Clown gewesen, der auf der Berliner Mauer turnte, belustigte Müller sich über das im liberalen Westen proklamierte „Ende der Geschichte" und war sich sicher, Texte geschaffen zu haben, „die auf Geschichte warten". Sie sind großenteils katastrophischer Natur, und wie es ausieht, beginnen sie gerade, sich in Gegenwart und in die Geschichte von morgen zu verwandeln.

Ermöglicht hat ihnen das die jahrzehntelang praktizierte linke Illusion, möglichst viele abstrakt, das heißt unbesehen ihrer Herkunft gedachte „Benachteiligte" dadurch zu erlösen, daß man ihnen die soziale und dann rechtliche und politische Teilhabe in Deutschland (und Europa) ermöglichte und so ein Reich der Freiheit und allgemeinen Wohlgefallens zu schaffen. In Wahrheit wurde die Tür zur Re-Biologisierung der Konflikte und des Politischen überhaupt aufgestoßen. In diesem Kampf haben die physisch Stärkeren die besseren Karten.

Die kleinen Förster und Oberförster von heute versuchen ihren Irrtum zu vertuschen, indem sie die Realität abschaffen: Wo das Verschweigen nicht mehr hinreicht, werden der Informationsmüll vermehrt, Statistiken gefälscht und die öffentliche Sprache so normiert, daß die Wirklichkeit nicht mehr sag-, bald nicht mehr denk- und schließlich nicht mehr wahrnehmbar ist. Die Beherrschung aller relevanten Medien macht es möglich.

Der Rechten, die den Menschen stets auch in seiner kulturellen, religiösen und nationalen Gebundenheit betrachtet, nützt ihre Bestätigung durch die Realitäten vordergründig gar nichts, sie erhöht nur den politischen Druck auf sie. In dieser Situation bietet die Einkehr in die Jüngersche Rautenklause die Möglichkeit, Klarheit über das Ganze und die eigene Lage zu gewinnen. Es lohnt sich einfach nicht, über jedes Stöckchen der gleichgestimmten Medien zu springen, sich in aktuellen Nebensächlichkeiten zu verzetteln und zu einer Radikalität der Äußerung sich hinreißen zu lassen, die der Radikalität der medialen Lügen spiegelbildlich entspricht, anstatt sie als Teile eines größeren Zusammenhangs zu analysieren. Das hieße nur, die DDR-Situation zu wiederholen.

Zu der Klarheit über die Lage gehört die Einsicht, daß eine Mehrheit des Volkes sich eingerichtet hat in den Umständen, die auf seine Ab- und Auflösung hinwirken. Diese politische Passivität wurzelt in der kollektiven Erfahrung des 20. Jahrhunderts, mehrmals nur knapp und mit Beschädigungen davongekommen zu sein.



Wer das verinnerlicht hat, wird das Risiko des Sich-Exponierens scheuen, weil es die Chance, wenigstens privat erneut davonzukommen, drastisch mindert. Auch die heutigen Häscher der Meinungsindustrie sind in Wahrheit Getriebene. Die Auseinandersetzung mit ihnen ist deshalb nur lohnend, wenn sie über sie hinausführt.

Die Klausur bietet die Möglichkeit, in Gedanken einiges vom Kopf auf die Füße zu stellen und die Begriffe zu entwirren. Eine Diskussion darüber, welches Buch mehr blutrünstige Stellen enthält: die Bibel oder der Koran, zum Beispiel führt aus dem Zentrum des Politischen weg. Von Bedeutung ist vielmehr, daß die christlich grundierte und die islamische Welt historisch in verschiedenen Zeiten leben. Der Wahnsinn wäre kühl zu beschreiben, daß eine miserabel geführte postheroische Population im Begriff ist, auf dem eigenen Territorium einer religiös-heroischen die Gleichberechtigung zuzugestehen und sich damit das politische Gesetz aus der Hand nehmen zu lassen. Das Unbehagen darüber immerhin greift um sich und drängt zur Frage nach dem Warum. Wer vor die Türe treten will, um Antworten zu geben, muß vorbereitet sein.

Afrikas Mangel an Patriotismus

von Josef Schüßlburner

Der im Dezember 2007 in Lissabon abgehaltene Afrika-Gipfel, auf dem die EU mit den afrikanischen Staaten ein Freihandelsabkommen innerhalb der Gesamtstrategie der Förderung von Demokratie und Menschenrechten abschließen wollte, ist gescheitert. Dieses Scheitern trägt zu dem Gesamteindruck bei, der (Schwarz-)Afrika wieder als „Anarchie des Lebens" (Ernst Jünger) erscheinen läßt. Dabei müßte Afrika an der Spitze der Weltentwicklung stehen, sind doch die Bedingungen erfüllt, die Vertretern von Multikulturalismus, internationaler Sozialpolitik und Demokratieförderung als erfolgversprechend erscheinen: Es gibt keinen Kontinent, der eine größere linguistische und ethnische Verschiedenheit aufweist, und seit den 1960er Jahren sind an die 600 Mrd. US-Dollar Hilfsgelder an Schwarzafrika geflossen. Außerdem wurden die meisten Staaten mit demokratischen Verfassungen in die Unabhängigkeit verabschiedet, als um 1960 die große Unabhängigkeitswelle einsetzte. Nach nunmehr gut einem halben Jahrhundert Unabhängigkeit muß festgestellt werden, daß die Anhänger des genannten Ideologiekomplexes widerlegt sind. Während insbesondere Asien einen rapiden Aufstieg erlebt, steht Afrika mit seinen permanenten Katastrophen insgesamt schlechter da als unter der Kolonialherrschaft. Die enormen Gelder der Entwicklungshilfe haben per saldo kaum etwas erbracht. Es kann sogar plausibel behauptet werden, daß ohne diese „Hilfe" Afrika letztlich besser dastünde, weil dies die Afrikaner gezwungen hätte, sich ernsthaft um ihre Zukunft zu kümmern.

Trotz der formalen Mehrparteiensysteme, mit denen die Unabhängigkeit einsetzte, hat das moralische Gewicht der jeweiligen Unabhängigkeitsbewegung (82 Prozent der Stimmen in Tansania oder 74Prozent in Guinea) sehr schnell zu Einparteienregimen geführt. Vorläufer für diese Entwicklung stellt das 1847 von den USA als Mehrparteiensystem gegründete Liberia dar, das 1878 bei formaler Beibehaltung des den USA folgenden Verfassungssystems in ein Einparteiensystem der True Whig Party überführt wurde. Dieses System wurde 1980 durch einen Putsch abgelöst, der 1990 in einen horrenden Bürgerkrieg mit Symptomen des Staatszerfalls führte. Seit 1996 gibt es den Versuch, ein Mehrparteiensystem zu etablieren. Mit dem Einparteienregime glaubte man Kräfte bündeln zu können, um beschleunigt die Entwicklung nachzuvollziehen, die den westeuropäischen Wohlstand herbeiführen würde. Mittels der Machtbefugnisse der Einparteiendiktatur konnte man dem Separatismus die soziale Basis nehmen und etwa in Ghana die Aschanti-Konföderation zerschlagen oder in Guinea die Fulbe-Aristokratie niederhalten. Mit „Modernisierung" und dem damit verbundenen „Antitribalismus", der allerdings die Basis genuiner Wirtschaftsentwicklung zerschlug, wollte man *nation-building* betreiben. Die „erste echte Nation Afrikas" (so Houphouët-Boigny, 1960 bis 1993 Präsident der Elfenbeinküste) wäre jedoch mit dem Ibo-Nationalstaat Biafra als Abspaltung von Nigeria entstanden. Die blutige Verhinderung eines „völkischen" *nation-building* macht den künstlichen Charakter der afrikanischen „Nationen" deutlich.

Aufgrund ihrer Entstehung aus einer Massenbewegung und der modernistischen Zielsetzung wiesen die Einparteienregimes Afrikas mit ihren Führern eine große Ähnlichkeit mit dem europäischen Faschismus auf, auf den man sich natürlich nicht beziehen durfte (nur Idi Amin in Uganda hatte keine Hemmungen). Auch wenn diese Er-

kenntnis also beinahe lückenlos tabuisiert wurde, sprach sie der aus der Karibik stammende Wirtschaftswissenschaftler W. Arthur Lewis aus. Die Entwicklungshilfeideologen, die *lords of poverty*, vernebelten den afrikanischen Faschismus mit politologischen Pseudobegriffen wie „mobilization systems", „reconciliation systems" und „modernizing autocracies", die immerhin eine Differenzierung nach dem Grad der politischen Unterdrükkung vorzunehmen erlaubten.

Die Krise dieser Einparteienregime führte dann ab 1970 zu Militärputschen (Ausnahmen: Sambia, Tansania und Elfenbeinküste), mittels derer man die Modernisierungsregime – aber auch wie in Nigeria die verbliebenen Mehrparteiensysteme – loszuwerden hoffte. Die politische Klasse begann sich zu ihrem Selbstschutz zunehmend auf die kommunistischen Länder auszurichten, auch wenn explizit kommunistische Regimes nur in den ehemaligen portugiesischen Herrschaftsgebieten und in Äthiopien errichtet wurden. Dagegen sorgte die Entwicklungshilfe dafür, daß die Mehrzahl der Staaten trotz der an die kommunistische Herrschaftsordnung angelehnten Legitimation im Ost-West-Konflikt letztlich auf seite des Westens blieb. Dies war allerdings nur möglich, indem in der Regel 80 Prozent der „Hilfe" beim Staatsoberhaupt und dessen Familienclan verblieb.

Das Ende des Sowjetkommunismus leitete eine Demokratisierungswelle ein, die sich gut in das gerade maßgebende Weltbild vom liberalen „Ende der Geschichte" einzuordnen schien. Es gab erstmals demokratische Regierungswechsel wie etwa auf den Kapverden und in Sambia: Vor 1991 wurde nur einmal, nämlich 1982 auf Mauritius, eine Regierungspartei demokratisch abgewählt. Auch die weißen Vorherrschaften in Namibia und Südafrika konnten aufgegeben werden, da das Ende des Sowjet-Kommunismus hoffen ließ, die von kommunistischen Ideologien geprägten Massenbewegungen der Afrikaner würden davon absehen, ihre Parlamentsmehrheiten zur Errichtung der demokratisch legitimierten Einparteiendiktatur zu benutzen.

Während sich diese Erwartung im Süden Afrikas bislang erfüllt hat, dürfte die Demokratisierung ansonsten sehr oberflächlich darstellen und ein vorübergehendes Phänomen. In Kenia zeigt sich derzeit exemplarisch, was geschieht, wenn Wahlergebnisse nicht akzeptiert werden. Demokratie setzt eben doch Nationalstaaten voraus, die in Afrika nicht existieren. Die Errichtung von Demokratien würde umfassende Staatsneubildungen erfordern, da sich die von den Kolonialmächten gezogenen Grenzen als reichlich künstlich erweisen.

Für eine Neustrukturierung von Staaten liegen aber kaum taugliche Kriterien vor. Dieser Mangel hat seinen Grund nicht zuletzt darin, daß den Deutschen mit dem Versailler Vertrag jede sich aus dem Selbstbestimmungsrecht ergebende Grenzrevision erschwert werden sollte: Man etablierte das Kriegsverbot und verhinderte gleichzeitig die Umsetzung des *peaceful change* als Kompensationsmaßnahme. Seither sind künstliche Grenzziehungen geheiligt: Die Leute sollen als „Völker" den Grenzen angepaßt werden, nicht die Grenzen den wirklichen Völkern.

Und so leistet man sich eine Organisation der Afrikanischen Einheit, die keinen anderen Zweck hat als die Zementierung dieser neuerdings auch noch multikulturell aufgepäppelten Ideologie; bei konkreten Konfliktlösungen aber versagt diese Organisation naturgemäß. Das Ergebnis sind transnationale Bürgerkriege, die mit unvorstellbarer Grausamkeit und wachsenden Opferzahlen (1994: Massenabschlachtung in Ruanda) ablaufen. Soweit die „Staaten" dann noch aufrechterhalten werden, gilt die Loyalität der „Stämme" nicht ihrem „Staat", sondern vorstaatlichen Einrichtungen wie insbesondere dem Familienclan als Quelle der eigentlichen Herrschaftslegitimität.

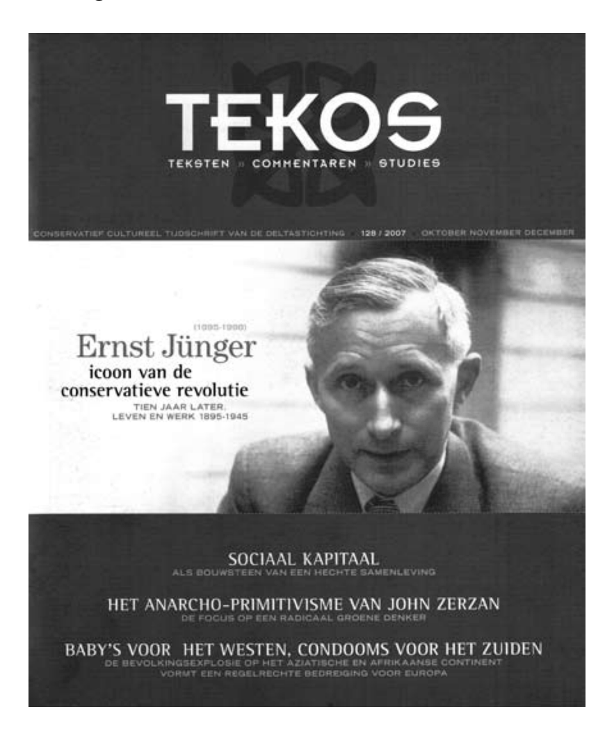
Auch formal korrekt durchgeführte Wahlen können an diesem Legitimitätsproblem kaum etwas ändern. Allenfalls gibt es dann hegemoniale



„Demokratien", in denen der Herrschaftsclan des Mehrheitsvolks mit den anderen „Stämmen" noch einigermaßen erträglich umgeht und die man eigentlich als demokratisch errichtete Diktatur beschreiben müßte. Dies erklärt, weshalb die afrikanischen Staatschefs der zwar zutreffenden, in der Analyse aber verfehlten europäischen Kritik an der Tyrannei des Freiheitshelden Mugabe in Simbabwe nichts abgewinnen können. „Vieles von dem, was in Afrika vor sich geht, muß man verdammen. Hierzu gehört auch das skandalöse Verhalten der afrikanischen Intellektuellen, das sich durch einen ausgeprägten Mangel an patriotischer Verantwortung und staatbürgerliche Verhalten auszeichnet." (Ryszard Kapuscinski) Dieser Mangel an Patriotismus, den ein „Verfassungspatriotismus" nicht herbeizuführen vermag, ist die wirkliche Ursache der Fehlentwicklung Afrikas. Auch eine Erhöhung der „Entwicklungshilfe" vermag dies nicht zu kompensieren. Es läßt allerdings tief blicken, daß die politische Klasse Europas dies nicht begreifen will, was zeigt, daß sie sich selbst über die Erfolgsvoraussetzungen Europas im unklaren ist. Und dies könnte wiederum dazu führen, daß Afrika zur Zukunft Europas wird.

TeKoS

Den Auftakt des Jünger-Gedenkens anläßlich seines 10. Todestages macht die Ausgabe 128 (viertes Quartal 2007) der flämischen Zeitschrift *TeKoS. Teksten, Kommentaren en Studies*, die auf niederländisch in Belgien (Süd-Niederlande!) erscheint. Hans Verboven, der über die Kriegsmetaphorik Jüngers promoviert hat, stellt den Autor in einem ausführlichen Autorenportrait als „Ikone der KR" (1. Teil bis 1945) vor. Der zweite Teil folgt in der nächsten Ausgabe. Kontakt: **vzw@deltastichting.be** oder Postbus 4, 2110 Wijnegem in Belgien.



Jünger-Freundeskreis

Man staune: Der Freundeskreis der Brüder Ernst und Friedrich Georg Jünger e.V. ist mit etwa 700 Mitgliedern die größte literarische Gesellschaft Deutschlands, sie läßt die Kreise um die Brüder Mann und sogar die Schiller-Gesellschaft in Marbach hinter sich. Es sagt dies viel über den Geist der Jüngers aus, der Bekenntnis zu wecken imstande ist und nicht bloß philologisches Interesse.

Und so ist es doppelt schade, daß der Freundeskreis nicht besonders gut geführt wird: Die Vorstandsmitglieder Georg Knapp und Franz Freiherr Schenk von Stauffenberg scheinen organisatorisch und inhaltlich überfordert zu sein und insgesamt nicht zu harmonieren, und so fiel 2007 trotz prall gefüllter Vereinskasse das jährliche Symposion nahe Wilflingen aus. Ob der für dieses Jahr anvisierte Termin (14. bis 16. März) gehalten werden kann, ist bis dato ungewiß. Und vor wenigen Wochen schreckten einige überregional publizierte Berichte über den maroden Zustand des Jünger-Hauses in Wilflingen diejenigen auf, denen der genius loci der Oberförsterei am Herzen liegt. Mag sein, daß mit der offiziellen Berufung von Prof. Günter Figal zum wissenschaftlichen Berater die Dinge zumindest inhaltlich in kundige Hände gelegt sind. Kontakt: Jünger-Freundeskreis, Postfach 1208, 88492 Riedlingen, **info@juenger-freundeskreis.de**

Jünger-Studien

Einen Lichtblick stellt dagegen der dritte Band der Jünger-Studien dar, der vor wenigen Wochen erschienen ist. Nach *Prognosen* (2001) und *Verwandtschaften* (2003) sind jetzt die *Mythen* dran: Günter Figal/Georg Knapp (Hrsg.): *Mythen. Jünger-Studien Band 3*, Tübingen: Attempto 2007. Abgesehen davon, daß die Studien immer dicker (141, 281 jetzt 313 Seiten) und damit auch teurer (jetzt 38 €) geworden sind, enthält der aktuelle Band die bislang besten Texte. Zum einen wird zum ersten Mal auch Friedrich Georg mit zahlreichen Beiträgen bedacht, zum anderen sind einige Texte zu Ernst wichtigen Themen gewidmet: Günter Figal analysiert grundlegend die Bedeutung der „Mythen, Zahlen und Begriffe" in dessen Poetik, François Poncet schafft es, die *Afrikanischen Spiele* als Parabel auf das Faustische zu interpretieren und Sven Olaf Berggötz zeigt, daß Jünger natürlich ein Intellektueller war, auch wenn er das nicht wahrhaben wollte: „Ernst Jünger war und bleibt ein Skandal – auch und gerade als deutscher Intellektueller." Die bibliographischen Ausführungen Nicolai Riedels sind durch das Erscheinen grundlegender Bücher zwar nicht mehr ganz aktuell, stellen aber dennoch eine zugespitzte Einführung in die Sekundärliteratur über Jünger dar.

Jünger-Rundbrief

Der junge Germanist und Jünger-Spezialist Tobias Wimbauer bietet einen etwa zweimal wöchentlich per ePost erscheinenden Jünger-Rundbrief an, in dem Neuerscheinungen, Rezensionen und Fund-stücke dargeboten werden. Bei Interesse genügt Kontaktaufnahme über **wimbauer@web.de**.

Pour le mérite

Von den ca. 12 Millionen deutschen Soldaten, die im Verlauf des Ersten Weltkrieges Dienst taten, haben nur 687 die höchste Tapferkeitsauszeichnung erhalten, den 1740 von Friedrich dem Großen gestifteten *Pour le mérite*. Selbst unter der Maßgabe, daß der Orden nur an Offiziere verliehen werden konnte, war eine Verleihung extrem unwahrscheinlich. Der Großteil der Verleihungen betraf höhere Dienstgrade. Lediglich 11 Führer einer Infanteriekompanie haben diese Auszeichnung erhalten, darunter Ernst Jünger (neben Rommel und Schörner), der zudem noch einer von 15 Soldaten war, die sich neben dem Pour le mérite auch das Goldene Verwundeten-Abzeichen (nach sechs Verwundungen) verdient hat-

ten. Diese statistischen Zahlen finden sich im Anhang des Buches *Geschichte der Ritter des Ordens „pour le mérite" im Weltkrieg,* herausgegeben unter Mitarbeit zahlreicher Ordensritter und unter Benutzung amtlicher Quellen von Hanns Möller (2 Bände, Ber-lin 1935, zus. 1285 Seiten), das nur noch in Bibliotheken zu finden ist und dort meist nicht verliehen wird. Deshalb ist es löblich, daß das *Deutsche Wehrkundearchiv* (Kändlerweg 1 in 32791 Lage-Waddenhausen, www.deutsches-wehrkundearchiv.de) das Buch eingescannt hat und für 16 € als DVD-ROM zum Kauf anbietet. Darin finden sich die Kurzbiographien aller Ordensträger, die näheren Gründe der Verleihung nebst einer kurzen Bemerkung über ihren Werdegang nach dem Krieg. Bei Jünger steht dort: „Er kämpfte in der nationalistischen Bewegung für die wahre, aus dem Kriegserleben herkommende Volksgemeinschaft."



Scheidewege

28 mal erscheint der Name Ernst Jünger zwischen 1973 und 1992 als Autor der *Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken*. Auch wenn es sich dabei in der Mehrzahl um Beiträge handelt, die auch in Buchform vorliegen, sind die *Scheidewege* neben *Antaios* die einzige kontinuierliche Beiträgerschaft Ernst Jüngers zu einer Zeitschrift nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Grund dafür liegt vor allem darin, daß sein Bruder Friedrich Georg die Zeitschrift 1971 mitbegründete. In der aktuellen Ausgabe (Jahrgang 37, 2007/2008) findet sich der ein oder andere Anknüpfungspunkt an Ernst Jünger, u. a. wenn Josef H. Reichholf auf den Spuren Jüngers die Dalmatinische Küste bereist und dort die Veränderungen der letzten 70 Jahre bemerkt, sich jedoch nicht auf Kulturpessimismus beschränkt, weil den Freund der „subtilen" Käferjagd dort auch heute noch reiche Beute erwartet. Bemerkenswert ist, daß sich die Zeitschrift in Zeiten von CO_2-Wahn und gleichzeitiger Verharmlosung der Ökoproblematik die Skepsis bewahrt hat und an das eigentliche Problem erinnert, das in der „Naturverhunzung" liegt, die zum Verlust des menschlichen Reflexionsraums führt (u.a. die Beiträge von Meyer-Abich, Lütkehaus, Rodewald und Grober). Doch bleibt das Spektrum nicht darauf beschränkt, sondern bietet zu vielen Themen Erhellendes. Kontakt: **www.scheidewege.de** oder Tel. (0711) 258 20.

Lage — Die Lage zu erfassen, in der wir uns befinden, gehört seit jeher zu den schwierigsten und zugleich wichtigsten Aufgaben des politischen Denkens. Zu jedem politischen Standpunkt gehört ein politisches Ziel, dem sich anzunähern und das womöglich zu erreichen der eigentliche Sinn politischen Handelns ist. In jedem Fall werden wir in einer konkreten Lage leben müssen, ob wir nun zu den Akteuren gehören oder nicht. Und je nachdem, in welcher Lage wir uns wiederfinden, wird der Weg zum Ziel anders aussehen, und nicht selten ist das Ziel, mit dem wir vorliebnehmen müssen, die Selbstbehauptung, die Verteidigung unseres Standpunkts, mithin gar keine Politik mehr. Aber gerade die Bescheidenheit resultiert aus einer gültigen Lagebeurteilung im Bezug auf die eigenen Möglichkeiten.

Ernst Jünger und Carl Schmitt waren große Lagedenker, die mit ihren Analysen nicht nur Beschreibungen abgeben wollten, sondern Tatsachen zu schaffen in der Lage waren, denn beide schätzten und pflegten in ihren Aufsätzen und Essays das geschliffene, das bewaffnete Wort und waren sich über die mobilisierende Wirkung eines polemischen, eines Kampf-Begriffs im Klaren.

Es ist lehrreich, bei Schmitt und Jünger den Verlust der Beurteilungssicherheit durch den Einbruch des Dritten Reichs nachzuvollziehen. Wenn Ernst Jünger mit den Gestalten „Unbekannter Soldat" und „Arbeiter" den Sinn hinter dem Weltkrieg und der weltweiten Industrialisierung auszumachen, zu beschreiben und zu begrüßen vermochte, so glaubte Carl Schmitt mit messerscharfen Analysen der jeweiligen Rechtssituation den Tiger reiten, also so etwas wie Klarheit in die Lage bringen und jedenfalls die Willkür im Staatshandeln beseitigen zu können.

Bekanntlich irrte sich Schmitt 1933 und bezahlte für diesen Irrtum nach 1945 bis zu seinem Tode. Er hatte die Lage, also auch seine eigene, völlig falsch, als viel zu mächtig nämlich, eingeschätzt. Jünger hingegen, der selbst nach den heutigen moralisch-inquisitorischen Maßstäben recht sauber blieb, bemühte sich, wie stets, in der Lage zu leben und sie zu erfassen; nachgerade prophetisch gelang ihm dies mit dem Figurenkabinett der *Marmorklippen* (1938), aber es gelang ihm danach nicht wieder. Nirgends wird dies deutlicher als in der seltsamen Friedensschrift, die ins Ungefähre hinein von der Niederlage aller Kriegsparteien spricht und auf das Prinzip Hoffnung setzt. Ehrlicher und wiederum sehr konservativ ist ein Wort, das später fiel: „Wir aber kennen die Lage nicht."

Kennen wir sie heute? Wir können uns nicht immer darauf berufen, daß wir – im Gegensatz zu den Linken und Liberalen – keine säkulare Heilslehre anzubieten haben, auf deren Zeitpfeil die Lage ja vermeintlich immer schon verortet werden kann (mit allen verheerenden Folgen). Wir können uns nicht immer auf ein Haltungsminimum zurückziehen und bloß authentisch leben, gemäß Jüngers Motto „Dies alles gibt es also". Wer nur staunt, hat kein Ziel. Was wir heute brauchen, ist ein Bild, ist eine Gestalt, in der sich unser Dilemma bündelt: das Dilemma, ohne Zuspruch der Masse und ohne revolutionäre Situation dennoch die Notwendigkeit politischen Handelns als geradezu körperlichen Schmerz zu spüren. Wer diese Gestalt zu beschreiben vermag, hat unsere Lage erfaßt.

Götz Kubitschek

Zuerst verwirren sich die Worte, dann verwirren sich die Begriffe, und schliesslich verwirren sich die Sachen. (Konfuzius)

Abenteuer — Das Grundverhältnis des Einzelnen zur Wirklichkeit, das Temperament, entscheidet über seine Weltanschauung. Ob man sich der Außenwelt über- oder unterlegen fühlt und sich deshalb rücksichtslos oder unsicher gebärdet, ob sich beides in Gewissensskrupeln oder Querulantentum überlagert, hat Folgen für Denken und Handeln in jeder Lage. Glücklich all jene, die keinen Kontrast zwischen Ich und Außenwelt empfinden und wenigstens in ihrem Milieu aufgehen. Diese Naturen knüpften das unsichtbare Band der Tradition weiter, solange es nicht gerissen war. In den von Kontinuität geprägten Zeiten waren es die Abenteurer, die dieses Band zerreißen wollten. Das prickelnde Erlebnis, der überwältigende Augenblick, das einmalige Ereignis setzen sie gegen Sicherheit und Weltvollendung, sie als Schein entlarvend.

Ernst Jünger hat sich seit frühester Jugend nach Abenteuern gesehnt, ist 18jährig nach Afrika geflohen und hat den Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Erlösung empfunden. Er hat aber auch gezeigt, daß Abenteuer nicht unbedingt eine Sache der Tat sein müssen. Er stürzte sich nicht in politische Abenteuer, sondern fand zum „abenteuerlichen Herz". In Zeiten, in denen das Abenteuer durch Agenturen und Versicherungen vermittelt und gehegt wird, muß man an den Punkt gelangen, sein eigenes Leben als Abenteuer zu begreifen. Darin liegt vielleicht eine kaum zu überbietende Tragik, aber wo gibt es eine Kontinuität, die zu durchbrechen sich lohnen würde? Sollen wir unsere „versagenden Nerven" und damit unser Temperament durch Rauschmittel" bändigen? Heute lautet das Abenteuer: Bindung, Tradition, Kontinuität. „Zur Zeit beschäftigt mich ein neues Abenteuer, nämlich das des Uralters" heißt es an einer Stelle in *Siebzig verweht*, die Jünger an seinem 99. Geburtstag zitierte. Nur von dort aus können der Augenblick wieder überwältigend und das Erlebnis wieder prickelnd sein.

Erik Lehnert